



THEMEN THESEN TEXTE 07/18

**EXZELLENZCLUSTER
KULTURELLE GRUNDLAGEN
VON INTEGRATION**



INHALT

- 05 **First Ladies** ➤ Das weibliche Erbe der Monarchie
Sophie Schönberger
- 09 **Auf der anderen Seite des Grabens**
Albrecht Koschorke
- 13 **Populismus** ➤ Eine vergleichende Erklärung
Philip Manow
- 17 **Shakespeares Comeback in Serie**
Christina Wald
- 21 **Postheroische Helden?** ➤ Konturen einer Zeitdiagnose
Ulrich Bröckling
- 25 **Europas Frühe Neuzeit** ➤ Das Projekt einer Gesellschaftsgeschichte
Rudolf Schlögl
- 29 **Musikalische Migrationsgeschichten** ➤ Erzählen, Inszenieren, Aufführen und Medialisieren
Ulrike Präger
- 33 **Magie im Mittelalter** ➤ Schwindel oder Wissenschaft?
David J. Collins
- 37 **Wenn der Tod Polizeisache wird** ➤ Ein Kurs zur Überbringung von Todesnachrichten
Kirsten Mahlke

Liebe Leserin, lieber Leser,

Integration und Desintegration sind zwei wechselseitig sich bedingende Phänomene in Prozessen sozialer Struktur- und Ordnungsbildung. Unter dieser Prämisse gestaltete der Exzellenzcluster „Kulturelle Grundlagen von Integration“ sein Forschungsprogramm in den letzten zwölf Jahren. Sie hat an Griffigkeit und Aktualität nichts verloren, wie allein die aktuell in der Öffentlichkeit diskutierten Positionen um die Einwanderungs- und Migrationspolitik zeigen. Auch ganz andere Akzente lassen sich unter dieser Überschrift setzen, wie in diesem Heft zu sehen ist.

Wie lassen sich die Wahlerfolge populistischer Parteien erklären? Die Beiträge des Literaturwissenschaftlers Albrecht Koschorke und des Politikwissenschaftlers Philip Manow gehen dem Phänomen des Populismus und den Schwächen des liberalen Narrativs nach. Und die Musikethnologin Ulrike Präger gibt einen Einblick, wie musikalische ‚Sprachen‘ dabei helfen, Migrationsgeschichten zu erzählen.

Wer hat heute noch Vorbildcharakter? Während der Kultursoziologe Ulrich Bröckling sich auf die Spuren von Held/innen im 21. Jahrhundert macht, beleuchtet die Staatsrechtlerin Sophie Schönberger die *First Lady* – Ehefrau des jeweiligen Bundespräsidenten Deutschlands – als besondere ‚Heldin‘, deren Rolle weder juristisch unproblematisch noch gendergerecht erscheint. Inwiefern Shakespeare’sche Motive, Rollen und Gedanken in modernen TV-Serien ihr Comeback feiern, zeigt die Literaturwissenschaftlerin Christina Wald. Im Interview erklärt Kulturwissenschaftlerin Kirsten Mahlke, worauf es ankommt, wenn Polizist/innen Angehörige über den unnatürlichen Tod eines Familienmitglieds benachrichtigen, und beschreibt, wie sie dafür in dem neu konzipierten Blended-Learning-Kurs geschult werden.

Wie verändert sich unser Blick auf die Geschichte? Historische Wissenschaftstraditionen stellt der amerikanische Geschichtswissenschaftler David Collins in Frage, wenn er die gewandelten Verortungen von Naturmagie im Mittelalter untersucht. Wie eine neue Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit erzählt werden kann, indem man den Blick auf interaktionsbasierte Strukturen lenkt und deren Veränderung zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert verfolgt, skizziert mein eigener Beitrag.

An Themen, die sich mit den kulturellen Grundlagen von Integration verbinden lassen und die zur interdisziplinären Kooperation auffordern, wird es auch in den nächsten Jahren nicht fehlen. Angesichts der auslaufenden Cluster-Förderung werden wir das allerdings in einem Zentrum für kulturwissenschaftliche Forschung unter anderen institutionellen Voraussetzungen tun. Die Umgestaltung des Clusters in ein Zentrum wird nicht ganz einfach werden. Das Engagement aller in diesem und dem nächsten Jahr ist daher sehr wichtig, damit unsere künftigen Möglichkeiten der Zusammenarbeit sich so gut wie möglich gestalten werden.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen beim Lesen!

Ihr



Rudolf Schlögl
Sprecher des Exzellenzclusters
„Kulturelle Grundlagen von Integration“



FIRST LADIES DAS WEIBLICHE ERBE DER MONARCHIE

Als am 22. März 2017 im Deutschen Bundestag Frank-Walter Steinmeier als neuer Bundespräsident vereidigt wurde, saß zu seiner Rechten seine Frau Elke Bündenbender. An seiner linken Seite war die Lebensgefährtin des noch amtierenden Bundespräsidenten, Daniela Schadt, positioniert, neben ihr wiederum der aus dem Amt scheidende Joachim Gauck. Diese Sitzanordnung bei der Vereidigung des Bundespräsidenten folgt einer eingespielten Ikonographie. Seit dem Amtsantritt Walter Scheels im Jahr 1974 werden die Ehefrauen des alten und neuen Präsidenten in die Zeremonie mit einbezogen und stehen ihren Männern bei der Vereidigung zur Seite.



„Amtsübergabe“ (22.3.2017): Elke Bündenbender, Frank-Walter Steinmeier, Daniela Schadt, Joachim Gauck (v.l.).

So eingespielt diese Tradition somit seit mehr als vierzig Jahren ist, so sehr muss sie doch verwundern. Denn der Bundespräsident ist im demokratischen Gefüge des Grundgesetzes der einzige Amtsträger, der seine Frau (den umgekehrten Fall des Mannes einer Bundespräsidentin hat es noch nicht gegeben) zum Amtsantritt einfach mitbringt. Die Familien und Partner von Kanzlerin und Ministerinnen nehmen bei der Wahl beziehungsweise der Vereidigung ihrer Angehörigen allenfalls auf der Besuchertribüne Platz. Anders als jüngst bei der Vereidigung des Kabinetts von Sebastian Kurz in Österreich lassen sie sich von ihren Partnern, was auch in diesem Fall ihren Frauen hieß, auch nicht zur Übergabe der Ernennungsurkunden durch den Bundespräsidenten begleiten. Da ‚Ehemann der Bundeskanzlerin‘ oder ‚Ehefrau des Ministers‘ weder eine offizielle Berufsbezeichnung noch eine öffentliche Aufgabe darstellen, treten die Partner hier nicht als solche in Erscheinung.

Beim Bundespräsidenten scheint das alles nun anders zu sein. Hier werden die Ehepartnerinnen nicht nur räumlich in die Amtsübernahme integriert. Bei der Vereidigung von Frank-Walter Steinmeier dankte Bundestagspräsident Norbert Lammert sowohl der scheidenden als auch der neuen *First Lady* ausdrücklich für die Übernahme ihres Amtes und die Arbeit, die sie für das Gemeinwesen übernehmen: „Sie nehmen ein Amt wahr, das es in unserer Verfassungsordnung gar nicht gibt, wohl aber in der politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit. Damit sind vielfältige Verpflichtungen, Aufgaben, Erwartungen und Ansprüche verbunden, für die sie weder kandidiert haben noch gewählt wurden, aber die sie – meist unauffällig – mit großem Engagement, Charme und stiller Größe wahrgenommen haben oder wahrnehmen werden.“¹ Nach der Amtsübernahme des Mannes erfüllt auch die Frau des Bundespräsidenten eine Vielzahl unterschiedlicher, zweifellos aber öffentlicher Aufgaben, die von der Veranstaltung des Neujahrsempfangs für die Partnerinnen und Partner des Diplomatischen Korps über die Repräsentation der Bundesrepublik Deutschland bei Auslandsreisen bis zur Preisverleihung bei den Deutschen Jugendmeisterschaften in den gastgewerblichen Ausbildungsberufen reicht.

¹ Bundestags-Plenarprotokoll 18/223 vom 23.3.2017, S. 22433.

► FIRST LADIES

DAS WEIBLICHE ERBE DER MONARCHIE

Nicht gewählt, doch auserwählt

So eingespielt diese Einbeziehung der *First Lady* in die Aufgaben des Bundespräsidenten ist, so sehr muss sie doch aus demokratischer Perspektive irritieren. Denn die Partnerinnen der Bundespräsidenten werden weder gewählt, noch ist ihre Stellung in der Verfassung verankert. Sie besitzen keinerlei eigene demokratische Legitimation, sondern werden vom Bundespräsidenten in das Amt einfach mitgebracht. Es handelt sich damit um das einzige (quasi-)öffentliche Amt in der Republik, das unwidersprochen allein aufgrund der Familienzugehörigkeit vergeben wird. Dass es sich nämlich tatsächlich um ein solches öffentliches Amt und nicht lediglich eine Privatangelegenheit des Präsidenten handelt, wird nicht nur an der unausgesprochenen und bisher ausnahmslos erfüllten Erwartung deutlich, dass die Frau des Bundespräsidenten während seiner Amtszeit jede eigene Berufstätigkeit aufgibt. Sie zeigt sich vor allen Dingen auch an den öffentlichen Mitteln, die für die Erfüllung ihrer Aufgaben bereitgestellt werden. Die *First Lady* verfügt, wie der Bundespräsident, nur eben in kleinerem Ausmaß, über ein eigenes Büro, eigene Mitarbeiter und einen Etat, aus dem sie Ausgaben für repräsentative Zwecke bestreiten kann. Auch die Kosten für die Reisen, die sie an der Seite ihres Mannes unternimmt, werden selbstverständlich von der Bundesrepublik Deutschland übernommen. Was ihre Arbeit in dieser finanziellen Hinsicht von derjenigen des Bundespräsidenten unterscheidet, ist allein die Tatsache, dass er für diese Tätigkeit eine Vergütung erhält – seine Frau hingegen nicht.

Historisch erklären lässt sich die besondere Rolle, die die Partnerin des Bundespräsidenten in Deutschland – ähnlich der Rolle der *First Lady* in vielen anderen Ländern – spielt, vor allem über das monarchische Erbe, das dem Amt des Bundespräsidenten als Staatsoberhaupt eingeschrieben ist. Gerade in seiner repräsentativen Funktion ist der Bundespräsident als Staatsoberhaupt in besonderer Weise dem Monarchen nachempfunden. Er macht den Staat nach außen sichtbar und personifiziert ihn in gewisser Weise. Das Bundesverfassungsgericht weist ihm neben den speziell in der Verfassung aufgeführten Befugnissen insbesondere die Aufgabe zu, im Sinne der Integration des Gemeinwesens zu wirken. Er soll

Staat und Volk der Bundesrepublik Deutschland nach außen und innen repräsentieren und die Einheit des Staates verkörpern.²

Durch diesen monarchischen Bezug werden aber Anleihen gemacht beim Prototypen eines Systems, in dem Familienmitglieder in die Rolle des Staatsoberhauptes eingebunden sind, da sich die Position an der Staatsspitze ohnehin nur aus der Familienzugehörigkeit, nicht aus demokratischer Wahl ergibt. Monarchien sind ihrer Natur nach Familienbetriebe. Eine Person allein reicht hier von vorneherein nicht aus, um den Staat an seiner Spitze zu repräsentieren. Vor allem die Frau des Königs oder, was im Gegensatz zu den Präsidenten häufiger vorkommt, der Mann der Königin hat hier von Anfang an eine besondere Relevanz für das Amt, die im Übrigen auch, anders als in den Republiken, jedenfalls rudimentär verfassungsrechtlich abgesichert ist. So ist etwa in den meisten europäischen Monarchien für die Eheschließung der Monarchen und Thronfolger die Zustimmung des Parlaments erforderlich – eine Regelung, die einerseits aus menschenrechtlicher Perspektive problematisch ist, andererseits aber garantiert, dass der Ehepartner des Staatsoberhauptes über ein Mindestmaß an demokratischer Legitimation verfügt.

Hinter diesem Mindeststandard verfassungsrechtlicher Anerkennung, der auch notwendige Fragen demokratischer Legitimation adressieren würde, bleiben Deutschland und die meisten anderen westlichen republikanischen Systeme deutlich zurück. Dies ist juristisch keineswegs trivial. Wenn man es genau nimmt, müsste man nämlich rechtlich gesehen zwingend die Frage beantworten, ob die Frau des Bundespräsidenten eine öffentliche Aufgabe wahrnimmt oder nicht. Erfüllt sie eine solche öffentliche Funktion, müsste man sie dafür auch bezahlen – sei es nach dem Tarifvertragsrecht des öffentlichen Dienstes, sei es nach dem Mindestlohngesetz. Geht man hingegen davon aus, dass sie keine öffentliche Aufgabe wahrnimmt, ist es haushaltsrechtlich unzulässig, ihr Büro und Mitarbeiter zur Verfügung zu stellen.

² Bundesverfassungsgericht, Urteil vom 10.6.2014, Aktenzeichen 2 BvE 2/09, 2 BvE 2/10, Rn. 91 ff.



Bootsfahrt auf der Spree (24.6.2015):
Bundespräsident Joachim Gauck, Daniela Schadt,
Königin Elisabeth II. und ihr Ehemann Prinz Philip (v.l.).

Antiquierte Geschlechterrollen zementiert

Noch viel schwerer wiegt jedoch, dass der unausgesprochenen und zur Hälfte unbezahlten Doppelspitze in der Funktion des Staatsoberhauptes ein Repräsentationskonzept zugrunde liegt, das nicht nur das Modell der Hausfrauenehe alternativlos zementiert, sondern seinem Wesen nach von Geschlechterstereotypen lebt. „Der ganze Präsident ist er nur mit ihr.“³ So beschrieb das Nachrichtenmagazin *stern* einst den damaligen Bundespräsidenten Horst Köhler, um die als symbiotisch erlebte emotionale Beziehung zu seiner Ehefrau zu charakterisieren. Tatsächlich steckt hinter dieser etwas gefühligen Beschreibung viel mehr als die Darstellung eines Einzelfalls. Sie verdeutlicht, wie sehr der Bundespräsident in der öffentlichen Wahrnehmung als platonischer, in herkömmlichen Geschlechterkategorien gedachter Kugelmensch konstruiert wird. Nur mit einer Frau an seiner Seite scheint er vollständig zu sein. Dieses Vollständigkeitsideal hat jedoch nicht nur romantische Wurzeln. Durch die klare Rollenverteilung der Geschlechter wird vielmehr der männliche Teil durch den weiblichen Gegenpart noch männlicher gemacht und damit auch stärker mit einer als klassisch männlich konnotierten Vorstellung von Macht und Bedeutung verbunden. Vor diesem Hintergrund überrascht es auch nicht, dass gerade in den USA, wo der Präsident eine verfassungsrechtlich besonders starke Machtstellung innehat, die Rolle der *First Lady* schon seit längerem politisch besonders hervorgehoben ist, wohingegen sie in Italien, wo dem Staatspräsidenten nur außerordentlich geringe politische Befugnisse zukommen, bis heute kaum existiert.

Die *First Lady* dient so letztlich der symbolischen Bedeutungsaufwertung des Präsidentenamtes, indem durch ihr Bild in der Öffentlichkeit klassische Geschlechterrollen – auch und gerade zugunsten des Mannes – bestätigt werden. Diese Aufwertung des Amtes über die Person der Partnerin wird dabei erkaufte durch eine soziale Zugangshürde von Frauen (und auch von Alleinstehenden) zu dem Amt und durch eine kommunikative Zementierung klassischer Rollenverteilung von der Spitze des Staates aus. Sollte es in absehbarer Zeit einer Frau gelingen, in das Amt des Bundespräsidenten gewählt zu werden, müsste sie dafür jedenfalls nicht nur die

erforderliche parteipolitische Zustimmung und die Mehrheit in der Bundesversammlung gewinnen, sondern auch die für das Amt besonders eingespielten Erwartungen an Geschlechterrollen überwinden.

Wie sehr solche Aspekte der Verfassungsinszenierung das Staats- und Gemeinwesen prägen und nicht nur die ‚weiche‘, eben rein symbolische Ebene, sondern auch die ‚harte‘ Sphäre des Rechts betreffen, zeigt im Übrigen ein Beispiel, das vor knapp zwanzig Jahren den Bundestag beschäftigte. Bei der Beschlussfassung über die Kunstinstallation von Hans Haacke, mit der er den Neon-Schriftzug „Der Bevölkerung“ im nördlichen Lichthof des Reichstages anbringen wollte, diskutierte das Parlament nicht nur intensiv über den symbolischen Gehalt des Werkes, sondern auch über die Frage, ob die Installation gegen die Verfassung verstoßen würde. Da sich das Werk als bewusster Gegenentwurf zur zentralen Giebelinschrift „Dem Deutschen Volke“ am Reichstagsgebäude verstand, befürchtete man einen Konflikt mit dem Demokratieprinzip. Durch das Kunstwerk, so die Begründung, solle das verfassungsrechtlich verantwortete demokratische Legitimationssubjekt, das Volk, kurzerhand durch ein neues Legitimationssubjekt, die Bevölkerung, ausgetauscht werden. Die so argumentierenden Gegner des Kunstwerks unterlagen in der Bundestagsabstimmung nur knapp. Wer aber hätte je gefragt, wie die Staatsrepräsentation durch eine demokratisch nicht legitimierte Ehefrau, die ihren Job aufgibt und unbezahlt für ihren Mann tätig wird, mit der Gleichbehandlung der Geschlechter vereinbar ist, auf deren Herstellung Artikel 3 des Grundgesetzes den Staat ausdrücklich verpflichtet?

Sophie Schönberger ◀



Sophie Schönberger forscht im akademischen Jahr 2017/18 am Kulturwissenschaftlichen Kolleg zum Thema „Die *Première Dame* zwischen Staatsrepräsentation und Privatisierung des Politischen“. Sie hat den Lehrstuhl für Staats- und Verwaltungsrecht, Medienrecht, Kunst- und Kulturrecht an der Universität Konstanz inne.

³ Reich, Franziska, „Köhlers scheue Königin“, in: *stern* Nr. 9 vom 24.2.2005, S. 179.



1

Wer die öffentliche Debatte über populistische Bewegungen verfolgt, dem könnte leicht Karl Valentins Spruch in den Sinn kommen, es sei schon alles gesagt, nur noch nicht von allen. Seit Brexit und Trump laufen politische Gegenwartsanalysen fast automatisch darauf hinaus, sich am Rätsel des Rechtspopulismus abzarbeiten. Immerhin ist dabei eine ansteigende Lernkurve zu verzeichnen. Die ersten Reaktionen auf rechtspopulistische Abstimmungserfolge waren von Schock und völligem Unverständnis gekennzeichnet. Kommentatoren mit akademischem Hintergrund (den Verfasser dieser Zeilen eingeschlossen) glaubten sich einer Spezies ‚verrückter Anderer‘ gegenüber, von denen sie bis dahin keine Notiz genommen und mit denen sie keinerlei soziale Berührung hatten. Die auch in den etablierten Medien vorherrschende Meinung war, dass hier Menschen nicht wussten, was sie taten, und bald aus ihrem Irrglauben aufwachen müssten.

Inzwischen wurden die Hintergründe für den Umbruch der politischen Landschaft breit ausgeleuchtet – wenngleich das Bild, das sich ergibt, noch keineswegs vollständig ist. Eine Reihe von bequemen Erklärungen haben sich als irrig erwiesen. Unter den *Identity-politics*-Befürwortern, Trump-Wählern, Anhängern von Pegida und AfD, so stellt sich heraus, sind nicht nur und nicht einmal mehrheitlich solche, die blindlings der Demagogie populistischer Führer verfallen. Die meisten von ihnen stehen zu dem, was sie als bewusste Wahrnehmung ihrer demokratischen Rechte betrachten, und wollen ihre Parteinahme nicht als ein Versehen oder eine einmalige Affekthandlung verstanden wissen. Überdies handelt es sich keineswegs nur um Abgehängte oder von sozialem Abstieg bedrohte Kleinbürger, wie man angesichts von fremdenfeindlichen Parolen, Schmähreden und gewalttätigen Übergriffen in bürgerlich distinguierten Kreisen gern glauben will. Vielmehr reichen neurechte, illiberal-neoautoritäre Tendenzen tief in den alten, wohlhabenden Mittelstand hinein. Mit Blick auf diesen Befund ist viel Kluges (und Kontroverses) über die Frage geschrieben worden, ob dem Erfolg des Rechtspopulismus nicht eher kulturelle als ökonomische Ursachen zugrunde liegen. Ist er vorrangig durch die Erschütterungen bedingt, die von einer verstärkt transnational agierenden Wirtschaft ausgehen – durch freien Welthandel, Lohnkonkurrenz mit Schwellenländern

und Arbeitsmigranten, Deindustrialisierung, Abbau nationalstaatlicher Schutzmaßnahmen und verschärfte Ungleichheit? Oder manifestiert sich in ihm vor allem ein kulturelles Befremden, eine gerade in gutbürgerlichen Kreisen um sich greifende Sorge vor dem Verlust der vertrauten Lebensumgebung, der sie veranlasst, gegen die vermeintliche Dominanz kosmopolitisch multikultureller Eliten aufzubegehren? – Kurz: Richten sich populistische Bewegungen mehr gegen einen ökonomischen oder gegen einen kulturellen Liberalismus? Und worin besteht der Zusammenhang zwischen beiden Spielarten des Liberalismus, weshalb lassen sie sich so erfolgreich zu einem einheitlichen Feindbild verschmelzen?

Aus solchen Fragen erwächst die Erkenntnis, dass, wer vom Populismus sprechen will, über den Liberalismus nicht schweigen darf (dieser im weitesten, nicht parteipolitisch gebundenen Sinn verstanden). Das ist vielleicht der wichtigste Lernfortschritt in den letzten zwei Jahren. Er macht die Analyse komplexer, weil diejenigen, die sie betreiben, sich nicht mehr als unbeteiligte Beobachter ausgeben können. Allein schon der Begriff Populismus markiert ja eine Perspektive von außen, denn heutige Populisten nennen sich gewöhnlich nicht so. Wer den Begriff verwendet, ist unter den Vorzeichen eines sich immer weiter polarisierenden politischen Feldes also in der Regel dem Gegenlager der ‚Liberalen‘ zuzurechnen. Dessen Vertreter sind an einer beide Seiten umgreifenden Dynamik beteiligt. Insofern ist auch die Art, wie sie über den Populismus sprechen, Teil des politischen Spieles. Deshalb reicht es nicht, das ‚Narrativ des Populismus‘ mit seinen charakteristischen Merkmalen – Berufung auf das ‚Volk‘ als eine angeblich einheitliche ethnonationale Entität, dessen Inschutznahme gegen die ‚Eliten‘ und, im Fall rechtspopulistischer Strömungen, gegen Fremde – zu isolieren und, was ein leichtes Spiel ist, als trügerisch zu entlarven. Das Bild muss ergänzt werden um eine Analyse auch des ‚liberalen Narrativs‘: der perspektivischen Verzerrungen, die es enthält, seiner Leerstellen und Ambivalenzen, vor allem aber der Gründe für seine geschwundene Integrationskraft sowohl im nationalen als auch im Weltmaßstab.



➔ AUF DER ANDEREN SEITE DES GRABENS

2

In der Konsequenz daraus hat eine breite Selbstproblematik des akademischen liberalen Mainstreams (im Vokabular der in den USA geführten Debatte) eingesetzt. Es ist klarer ins Bewusstsein gerückt, dass der Diskurs über den Populismus in den meinungsbildenden Kreisen Züge einer alten, oft hinter einem paternalistischen Gestus versteckten Abscheu der Gebildeten gegenüber den Massen und ihren Artikulationsweisen trägt. Populismuskritik erschöpft sich insoweit in „Stilkritik“ (Philip Manow)¹, die sich zudem blind gegenüber der Tatsache verhält, dass auch und gerade die Privilegierten soziale Ausgrenzung praktizieren. „Während in den vom Abstieg bedrohten Soziallagen Ressentiments gegen Unterprivilegierte und Migranten offensiv vertreten werden“, bemerkt Cornelia Koppetsch dazu, „betreibt die bürgerliche Mitte ihre Selbstabschließung eleganter, indem sie sich in exklusive Stadtviertel zurückzieht. Dies erlaubt ihnen tolerant und liberal zu bleiben, denn die tatsächlichen gesellschaftlichen Problemlagen bleiben draußen. Die Teilhabe an Privilegien wird über den Preis pro Quadratmeter Wohnraum gesteuert.“²

Was bietet das liberale Narrativ, um in der aktuellen Situation die „tatsächlichen gesellschaftlichen Problemlagen“ zu adressieren? Historisch ist der Liberalismus ein Kind der Aufklärung und des aus ihr hervorgegangenen Bürgertums; er sah eine Sprecherposition vor, von der aus die durch Bildung Privilegierten als Sachwalter des öffentlichen Interesses fungierten. Den noch unmündigen Teilen des Volkes wollte er den Weg zu höherer Einsicht weisen, um sie zu würdiger Teilnahme am öffentlichen Leben zu befähigen. Das Element von Distinktion, das in dieser Art von erzieherischer Vormundschaft der Wenigen gegenüber den Vielen angelegt war, wurde so durch den Vorschein auf eine zu erwerbende Zugehörigkeit abgemildert. Auf dieser temporalen Struktur beruht der für die Weltsicht des Liberalismus charakteristische ‚Zug nach oben‘, wie er in den Leitideen individueller Entwicklung und gesellschaftlichen Fortschritts zum Ausdruck kam.

Wo jedoch der Zugang zu Bildungs- und Aufstiegschancen von den bereits Privilegierten monopolisiert wird, wo

Wohlstands-Chauvinismus, Abstiegsängste und eine sich auf allen Ebenen verstärkende Segregation das Bild bestimmen und wo sich überhaupt der kollektive Zukunftsperspektive schließt, verlieren die Versprechungen des Liberalismus ihre Glaubwürdigkeit. In solchen Phasen wird sein Credo, so universalistisch es sich geben mag, leicht als die Besitzstands-ideologie denunzierbar, die es immer *auch* war. Die gesamte linksliberale Agenda der zurückliegenden Jahrzehnte scheint dadurch in Misskredit zu geraten. Schon zu Beginn des neuen Jahrtausends hat die Philosophin Nancy Fraser davor gewarnt, die „Grammatik“ des politischen „claims-making“ von der Verteilung hin zur Anerkennung, das heißt vom Ökonomischen zum Symbolischen hin zu verschieben.³ In jüngster Zeit setzen sich vor allem Programme der *identity politics* und des *diversity managements* dem Vorwurf aus, die entscheidende Dimension sozialer Differenzbildung, nämlich materielle Ungleichheit, zugunsten einer nur formellen Teilhabe aller möglichen Minderheiten aus dem Blickfeld zu drängen.

Dass eine weltoffene, globalisierungsfreundlich kosmopolitische, sich in ihrer Toleranz gefallende Sicht der Dinge in häufig uneingestandener Weise auf sozialer Privilegiertheit beruht, ist nicht die einzige Schwachstelle des liberalen Narrativs, in die polarisierende Gegenerzählungen eindringen können. Eine weitere besteht darin, dass es durch neoliberale Entgrenzung angreifbar geworden ist, und zwar ironischerweise mit seinen eigenen Waffen. Der Liberalismus klassischer Prägung gedieh in einem nationalstaatlichen Rahmen, durch den das freie Spiel der gesellschaftlichen Kräfte eingehegt war. Wie auch immer sich das Verhältnis zwischen Markt und Staat in der Praxis gestaltete – idealiter ist das liberale Gesellschaftsmodell ohne seine Rückbindung an überparteiliche Institutionen mit schiedsrichterlicher und Sanktionsgewalt nicht zu denken. Zu diesen zählen Justiz, freie Presse und Wissenschaft als objektivierende, normstiftende Instanzen, die – wiederum dem Ideal nach – nicht dem Hin und Her widerstreitender Interessen anheimgestellt sind. Der Logik der Partikularinteressen steht so eine Logik der Norm, ein Appell an das öffentliche Interesse und die Allgemeinheit gegenüber.

¹ Manow, Philip, „Dann wählen wir uns ein anderes Volk“ ... *Populisten vs. Elite*, Manuskript, Bremen/ Konstanz 2017, S. 3.

² Koppetsch, Cornelia, *Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte*, Frankfurt a.M./ New York 2013, S. 9.

³ Fraser, Nancy, „Rethinking Recognition“, in: *New Left Review* 3 (2000), S. 107–120. Den Hinweis verdanke ich Albert Dikovich.

3

Als eine praktisch wirksame Wirtschafts- und Gesellschaftsphilosophie arbeitet der Neoliberalismus, sehr verkürzt dargestellt, an einer Aushöhlung dieser Logik der Norm. Er delegitimiert die betreffenden, durch Globalisierung ohnehin unter Druck geratenen Staatsfunktionen und befördert auch auf anderen Feldern den Siegeszug marktliberaler Regulative. Damit unterminiert er aber den Anspruch auf Autorität, der in die Position des klassischen Liberalismus seit den Zeiten der Aufklärung eingeschrieben war. Im Bereich der Wissenschaft äußert sich dies in der Rede vom „Marktplatz der Ideen“ – einem Paradigma, dem eine wichtige Rolle in der *Post-Truth*-Debatte zukommt.⁴ Hier macht sich im Übrigen eine fatale Allianz zwischen neoliberalen und postmodernem Denken bemerkbar: Wenn jede Person, jede Gruppe ein Anrecht auf Anerkennung ihrer je eigenen Sichtweise hat, wenn folglich „die Funktion öffentlicher Institutionen – einschließlich Zeitungen und Universitäten – einfach nur darin besteht, möglichst viele private Meinungen gegeneinander in Wettbewerb („freier Austausch“) treten zu lassen“⁵, von welchem Standpunkt kann man populistische Lügen dann überhaupt noch als solche kenntlich machen und, ja, verurteilen?

Wie in der Machtpolitik setzen sich erfolgreiche Narrative dort fest, wo bis dahin vorherrschende semantische Großformationen Schwächen zeigen. Der Geländegewinn populistischer Bewegungen rückt deshalb vor allem die aktuellen Verlegenheiten des politischen Liberalismus ins Licht. Sie hängen in zweifacher Hinsicht mit der sich vertiefenden sozialen Spaltung in spätmodernen Gesellschaften zusammen. Sozioökonomisch, weil der Liberalismus den Nichtprivilegierten offenbar keine glaubhafte Perspektive auf (künftige) Zugehörigkeit mehr verschafft. Argumentativ, weil der liberale Diskurs nicht ohne Berufung auf ein *besseres* Wissen – faktenbasierte Politik, neutrale Berichterstattung, auf Objektivität abzielende Wissenschaft –, ohne Bildung entsprechender professioneller Eliten und damit ohne ein Element von Hierarchie auskommt, während er sich zugleich damit auseinander zu setzen hat, dieses Wissen als das *andere* Wissen einer elitären Kaste desavouiert zu finden. Er tappt so in die Falle des Pluralismus, an deren Verfertigung er selbst beteiligt war. Das aktuelle Stichwort heißt: *tribal epistemology*.⁶ Solange er aus dieser Falle nicht herauskommt, wird das, was er vom Populismus und von sich selbst zu erzählen weiß, auf der anderen Seite des Grabens keine Resonanz finden. **Albrecht Koschorke** ◀

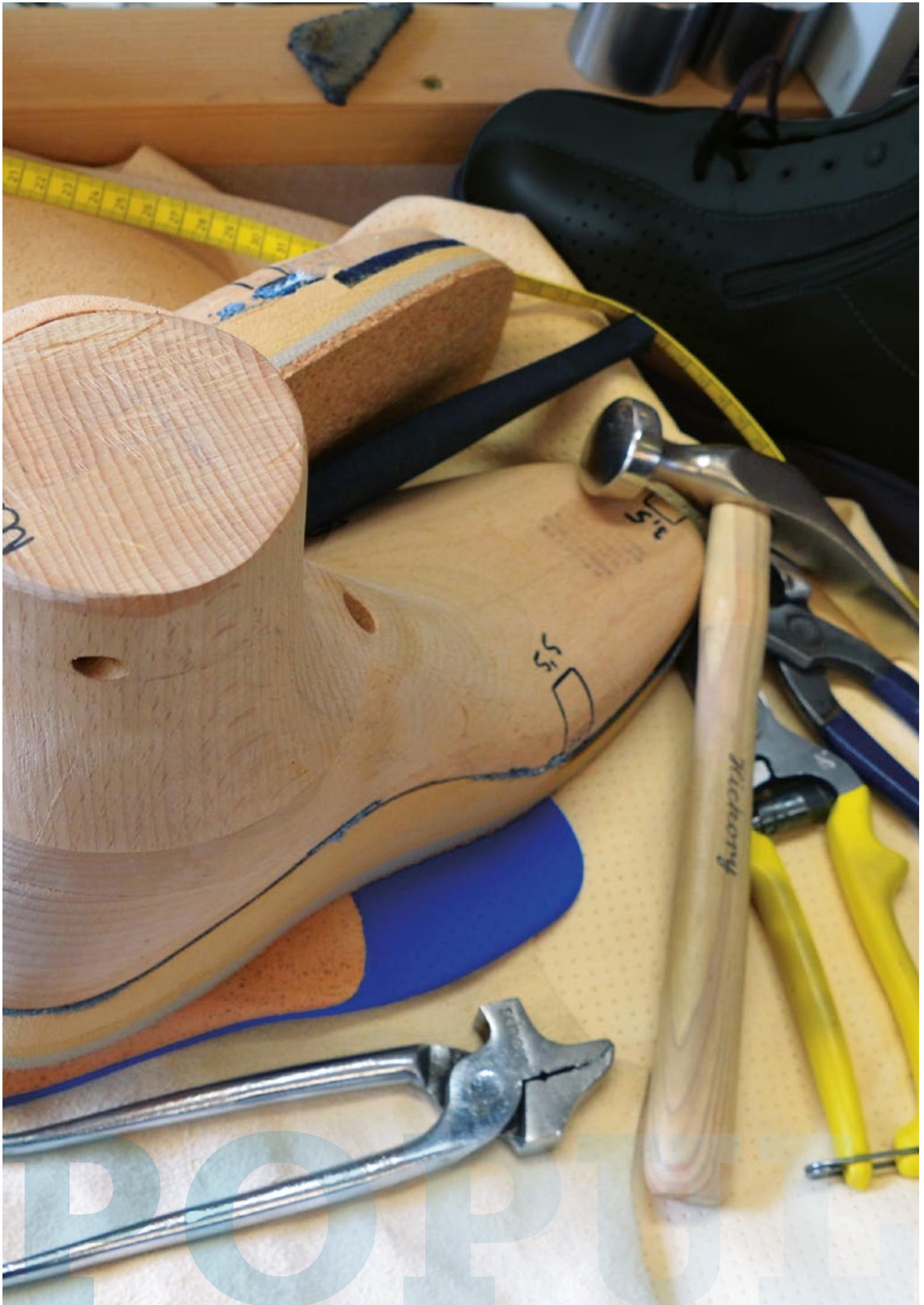


Albrecht Koschorke ist Professor für Neuere Deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz und Vorstandsmitglied des Exzellenzclusters. Sein Werk *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie* erschien 2012 im Fischer Verlag, *Hegel und wir* 2015 bei Suhrkamp und *Hitlers Mein Kampf. Zur Poetik des Nationalsozialismus* 2016 bei Matthes & Seitz.

⁴ Baker, Erik und Oreskes, Naomi, „It's No Game: Post-Truth and the Obligations of Science Studies“, in: *Social Epistemology Review and Reply Collective* 6, Nr. 8 (2017), S. 1–10.

⁵ Ebd., S. 1.

⁶ Roberts, David, „Donald Trump and the rise of tribal epistemology. Journalism cannot be neutral toward a threat to the conditions that make it possible“, in: *Vox*, 19.5.2017 (www.vox.com/policy-and-politics/2017/3/22/14762030/donald-trump-tribal-epistemology).

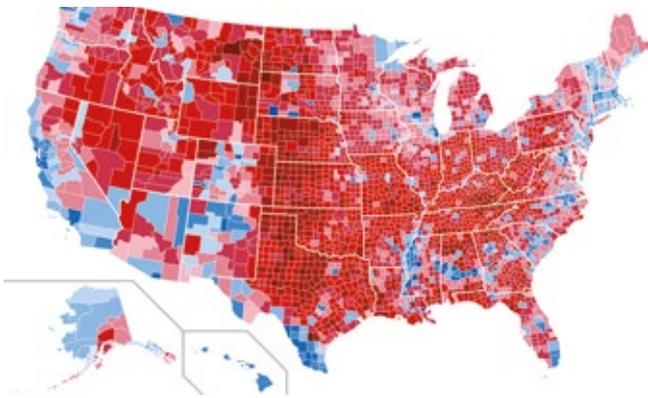


POPTU

POPULISMUS

EINE VERGLEICHENDE ERKLÄRUNG

In der geographischen Verteilung des populistischen Protests sinnvolle Muster zu erkennen, ist nicht ganz einfach. Betrachten wir die zwei Amerikas in den Präsidentschaftswahlen vom November 2016, das *red America*, das die Republikaner wählte, und das *blue America*, das mehrheitlich für die Demokraten stimmte, so scheinen sie in ihrer scharfen räumlichen Abgrenzung zunächst völlig eindeutig: Die so genannten *deplorables* aus dem Landesinneren stehen gegen die *bi-coastal elite*. Ähnliche Stadt-Land-Spaltungen sind für den Brexit offensichtlich und bestimmen auch die Konfliktlinien in Polen, Ungarn und der Türkei, wo PiS, Fidesz und AKP die – fromme und konservative – Landbevölkerung gegen die urbanen, kosmopolitischen Eliten in Warschau, Budapest und Istanbul in Stellung bringen.



Amerikanische Präsidentschaftswahl 2016: Mehrheiten für Demokraten (blau schattiert) und Republikaner (rot schattiert) nach Bezirken.

Und es ist auch relativ plausibel, dass diesen Konflikten eine ökonomische Verteilungsdimension zugrunde liegt, auch wenn sie kulturell eingefärbt und verstärkt sind: Dass beispielsweise die Globalisierungsverlierer Osteuropas eher auf dem Land oder in den alten Zentren der Schwerindustrie und des Bergbaus und die Gewinner eher in den Städten zu finden sind, kann wohl nicht ernsthaft bezweifelt werden. Dass der Beitritt zur EU die hergebrachten ländlichen Strukturen in Ost-Mitteleuropa schockartig in Konkurrenz zu einer extrem hochgezüchteten und über Jahrzehnte massiv subventionierten westeuropäischen Landwirtschaft gesetzt hat, was

existenzielle Ängste auslöst, ist ebenfalls evident. Ähnliches gilt in England für die Frontstellung zwischen der *City* und den restlichen Landesteilen, bei der die Stärke des englischen Pfunds aufgrund der globalen Dienstleistungsfunktion des Londoner Finanzzentrums zur De-Industrialisierung im übrigen Land erheblich beigetragen hat.

Alles nur ein Phänomen der Abgehängten?

Aber wie passt der Wahlerfolg der AfD in dieses Bild? In der Bundestagswahl 2017 schnitt die AfD in den westlichen Bundesländern in Baden-Württemberg und Bayern und in den östlichen in Sachsen am besten ab – also eher in den jeweiligen Wohlstandsregionen. Neben dem im öffentlichen Diskurs vorherrschenden Ost-West-Gegensatz gibt es hinsichtlich des AfD-Wahlerfolgs ein selten thematisiertes, aber ausgeprägtes Nord-Süd-Gefälle. Betrachten wir die spiegelbildliche politische Geografie Italiens, wo die Lega Nord für den rechtspopulistischen Protest steht, den man im Süden nicht finden kann, will das ebenfalls nicht so recht zu den gängigen Deutungen passen. Diese sprechen im Zusammenhang mit populistischen Wählern gern von den sozial Abgehängten, den Modernisierungs- oder Globalisierungsverlierern. Offensichtlich kann sich politisches Protestverhalten aber auch und gerade in den ökonomisch erfolgreichsten Regionen formieren, in Regionen, die von Außenhandels-offenheit profitiert haben und weiterhin profitieren. Wenn man etwa versucht, den Stimmenanteil populistischer Parteien durch die Höhe der Arbeitslosigkeit, den Anteil der geringfügig Entlohnerten oder durch andere ökonomische oder soziale Deprivationsmaße zu erklären, wird man im deutschen Fall wenig Erfolg haben: Keine der entsprechenden Studien hat bislang überzeugende Evidenz für eine Modernisierungsverlierer-Erklärung geliefert.

Zudem finden wir die Binnenverteilung des Protests, wie sie in der italienischen Parlamentswahl Anfang März sichtbar wurde, mit Rechtspopulismus im Norden (Lega) und Linkspopulismus im Süden (Movimento Cinque Stelle) auch europaweit repliziert. Für den linkspopulistischen Süden wären neben dem Movimento in diesem Zusammenhang Syriza, die



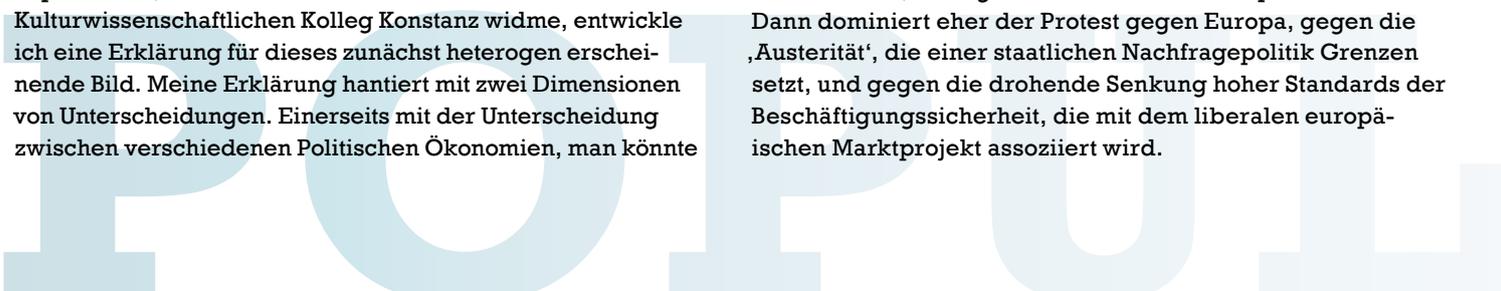
Chávez-Fans von Podemos, La France insoumise oder der portugiesische Bloco de Esquerda zu nennen. Je weiter man aber nach Norden kommt, desto rechtspopulistischer wird es: die FPÖ und die SVP, der Front National, der Vlaams Blok, die PVV Geert Wilders und die AfD, Ukip, die Dansk Folkeparti, die Schwedendemokraten und Die Finnen, die früher Die Wahren Finnen hießen, schließlich die norwegische Fortschrittspartei. Dabei sind die nördlichen Ökonomien ja gerade offen und international wettbewerbsfähig – und die rechtspopulistischen Parteien formulieren hier ja auch keine protektionistischen Programme, sondern migrationskritische. Wir hätten hier also ein Muster recht genau entgegengesetzt zu dem, was für Trump, Brexit, Orban und Co. verantwortlich zu zeichnen scheint: nicht der Protest der Abgehängten, sondern eher der der Globalisierungsgewinner. Soll uns dieses heterogene Bild schließlich zur Schlussfolgerung führen, der Populismus habe gar keine ökonomischen Ursachen? Denn es gibt ja auch prominente Deutungen, die in ihm weniger eine Reaktion auf ökonomische Verwerfungen sehen als vielmehr ein Anzeichen eines *cultural backlash*, also eine Reaktion auf einen seit den 1970er-Jahren vollzogenen Wertewandel. Aber diese Erklärungsvariante scheint schließlich noch weniger in der Lage zu sein, uns die geographische Verteilung des Populismus zu erklären. Denn warum sollte ein Wertewandel, der ganze Gesellschaften erfasst, eine regional so unterschiedliche Gegenbewegung provozieren? Und die Varianz zwischen Links- und Rechtspopulismus würde uns so ebenfalls nicht erklären – Syriza, Podemos und La France insoumise gehen ja nicht gegen die Ehe für alle, sondern gegen den Euro auf die Straße.

Politische Ökonomien, Globalisierungsmuster und populistischer Protest

In dem Forschungsprojekt „Die politische Ökonomie des Populismus“, dem ich mich während meines Aufenthalts am Kulturwissenschaftlichen Kolleg Konstanz widme, entwickle ich eine Erklärung für dieses zunächst heterogen erscheinende Bild. Meine Erklärung hantiert mit zwei Dimensionen von Unterscheidungen. Einerseits mit der Unterscheidung zwischen verschiedenen Politischen Ökonomien, man könnte

auch Kapitalismen sagen. Hierbei unterscheide ich in Anlehnung an neuere Beiträge zur Vergleichenden Politischen Ökonomie zwischen angelsächsischem, skandinavischem, kontinental- und südeuropäischem Kapitalismus. Diese stehen jeweils für unterschiedliche Wachstumsmodelle und unterschiedliche Formen der Einbettung in den internationalen Handel, was sie auch unterschiedlich verletzlich gegenüber der Globalisierung macht. Andererseits basiert die Erklärung auf der Unterscheidung zwischen zwei Formen der Globalisierung. Erneut in Anlehnung an neuere Beiträge zur Vergleichenden Politischen Ökonomie unterscheide ich zwischen der Globalisierung als Bewegung von Geld und Gütern und der Globalisierung als Bewegung von Personen.

Sehr zugespitzt und sehr vereinfacht formuliert lautet die Erklärung dann: In Nord- wie Südeuropa geht der populistische Protest von den Insidern aus, also denjenigen, die eher eine privilegierte Arbeitsmarktposition besetzen, etwa in regulärer Vollzeitbeschäftigung stehen. Dabei fühlen sich die Insider des Nordens von einer anderen Art von Globalisierung bedroht als die des Südens: Während im Norden eher Migration, das heißt die Bewegung von Personen, Angstszenerien hervorruft, begründen sich diese im Süden umgekehrt eher auf der Bewegung von Geld und Gütern. Das macht den Protest im Norden rechtspopulistisch – der Migration sollen Grenzen gesetzt werden, nicht aber dem Handel – und im Süden linkspopulistisch, wo der Protest protektionistisch, aber nicht notwendigerweise migrationskritisch ist. Die zentrale Hypothese des Projekts lautet, dass das mit dem jeweiligen Wachstumsmodell zusammenhängt – das einmal auf Binnennachfrage basiert (Süden), einmal auf Außennachfrage (Norden) – und mit dem entsprechenden Wohlfahrtsstaat, einmal großzügig-partikularistisch (Süden), einmal großzügig-universell (Norden). Haben etwa Migranten keinen oder kaum Zugang zu großzügigen Sozialleistungen, sondern integrieren sich eher schnell in einen informellen Arbeitsmarkt, ist Migration sozialstaatlich unproblematischer. Dann dominiert eher der Protest gegen Europa, gegen die ‚Austerität‘, die einer staatlichen Nachfragepolitik Grenzen setzt, und gegen die drohende Senkung hoher Standards der Beschäftigungssicherheit, die mit dem liberalen europäischen Marktprojekt assoziiert wird.

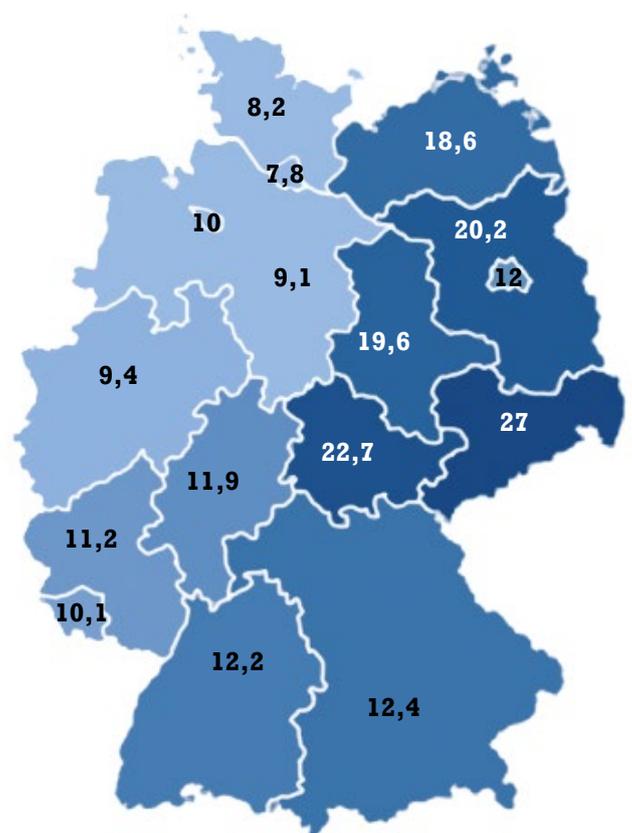


➤ POPULISMUS

EINE VERGLEICHENDE ERKLÄRUNG

In den angelsächsischen Ländern hingegen, die hierin mehr den ostmitteleuropäischen Ländern gleichen, geht der Protest eher von den Outsidern aus. Das hängt – so die These – damit zusammen, dass der Wohlfahrtsstaat hier nicht großzügig, sondern residual ist. Der Protest ist in diesem Kontext ebenfalls tendenziell rechts, weil migrationskritisch. Aber es geht hierbei nicht in erster Linie um Konkurrenz im Zugang zum Sozialstaat, sondern um Konkurrenz im Zugang zum Arbeitsmarkt, weshalb der Protest auch von anderen Arbeitsmarktgruppen (Outsidern, nicht Insidern) artikuliert wird. Zudem verbindet er sich mit Forderungen nach aktiver makroökonomischer Steuerung, was man wiederum im nordeuropäischen Muster des Rechtspopulismus nicht findet.

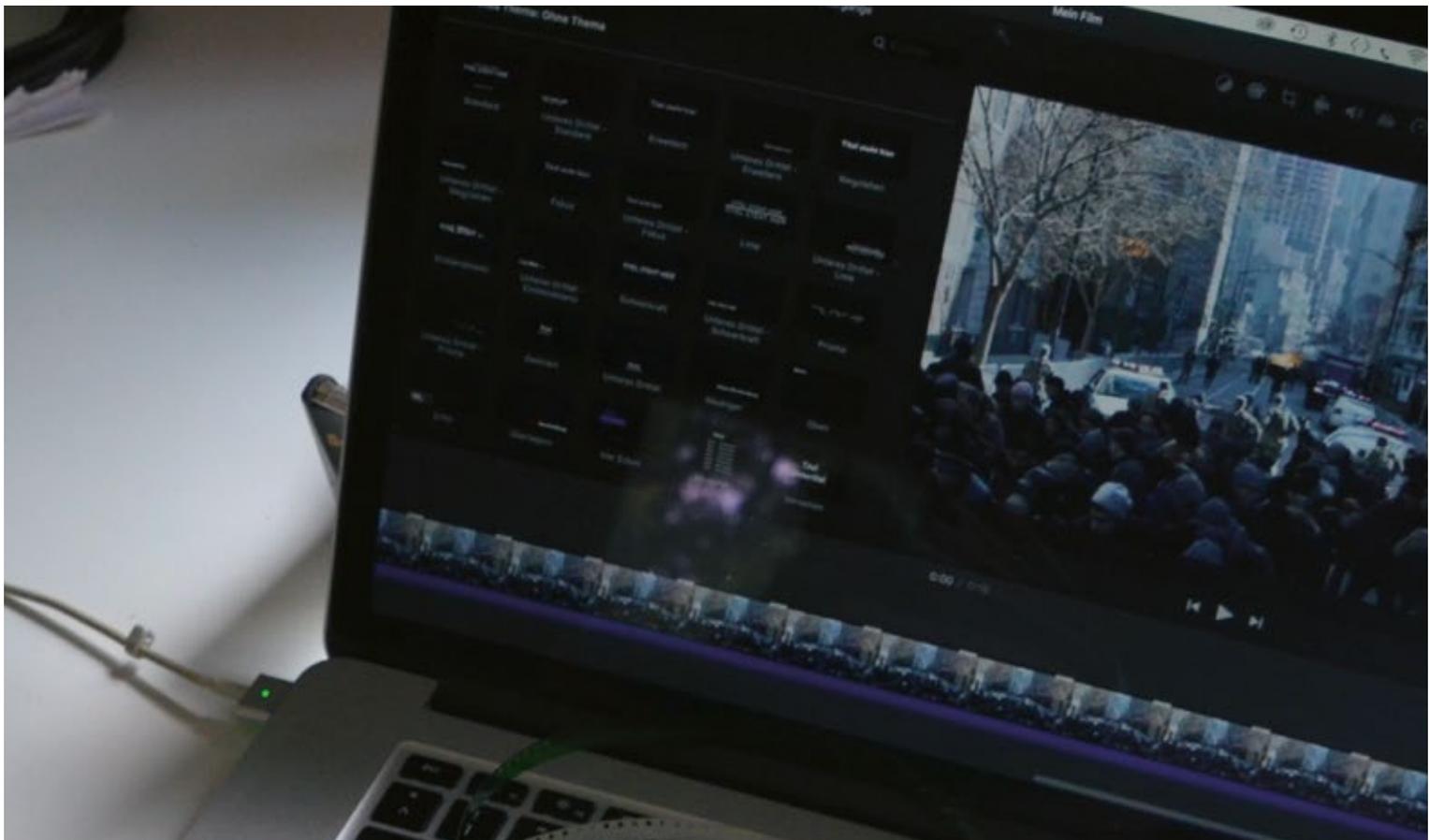
Die Tragfähigkeit dieses Erklärungsmodells wird anhand zweier empirischer Explorationen getestet, eine zu den ökonomischen Determinanten des AfD-Wahlerfolgs in der letzten Bundestagswahl, eine zu den ökonomischen Determinanten des populistischen Protests in Europa. Die erste Fallstudie zur AfD basiert auf Wahl- und Regionaldaten, die zweite auf dem European Social Survey. Trägt man den verschiedenen Erscheinungsformen der Globalisierung und der unterschiedlichen Verletzlichkeit der politischen Ökonomien gegenüber der Globalisierung Rechnung, so lautet eine zentrale Annahme des Projekts, dann zeigen sich die ökonomischen Verursachungszusammenhänge des Populismus deutlicher. **Philip Manow** ◀



Wahlerfolge der AfD in der deutschen Bundestagswahl 2017:
Zweitstimmen-Ergebnis in den einzelnen Bundesländern (in %).



Philip Manow ist Professor für Vergleichende Politische Ökonomie an der Universität Bremen. Sein Forschungsprojekt „Die politische Ökonomie des Populismus“ am Kulturwissenschaftlichen Kolleg ist Teil des Schwerpunktthemas 2017/18 „Öffentlichkeit und Repräsentation“.



Malvolto. Wenn erwidern Jucker dinstige
 Junker Christoph. Ich wieder wohl, ich bin
 Malvolto. Was glück hat zu thun?
 Fabio. Was ist die Ursache nicht aus dem
 Junker Tobias. O Gott! was ist das?
 Malvolto. So wie ich ist, hat ich nicht
 Omb. Das hat große über die, über die
 Junker Christoph. Just es, wie die
 Warum hat?
 Malvolto. Dem ungelassen Gelübde ich
 fremdlichen Wandel. — Das ist ganz ist
 Gratuliert, Spottet! — Das ist ganz ist
 treue, wenn sie zu Recht ist; es ist
 was es ist?
 Fabio. Das hängt ist mit sich aus
 Malvolto. Warum hat sich
 *Dem Göttern ist auch
 36 Licht: doch was?
 Wie darf ich gefahren.
 *Wie darf ich gefahren.
 Junker Tobias. An den Göttern, es
 Malvolto. Warum hat sich
 *Ich kann gefahren, es ist nicht,
 Doch Spottet, mit Christoph's Sicht.

Durchgeh mein Gees von jeder Zeite.
 W. D. N. J. Ich meine Wahl.
 Junker Tobias. Eine dinstige
 Malvolto. W. D. N. J. Ich meine Wahl.
 Fabio. Was sie ihm für ein
 Junker Tobias. Und wie der
 Malvolto. Ich kann gebieten, wo ich
 Run das leidet mich gebieten, ich
 — Dieß macht gar keine Schwereit,
 machen keine, was dieß auf die
 Junker Tobias. O! O! O! Bring
 Fabio. Der Hund schlägt an, als
 Malvolto. W. — Malvolto — W.
 Fabio. Sogt ich nicht, er würde
 Malvolto. W. — Aber dann ist
 in dem folgenden; es tritigt die
 folgen, aber O folgt.
 Fabio. Und mit O wird endigen,
 Junker Tobias. Ja, oder ich will
 Malvolto. Und dann kommt I
 Fabio. I daß dich!
 Malvolto. W. D. N. J. — Diese
 *Diese Kuspelung ist nicht,

„No cause for alarm. Simply our old work coming back to haunt us.“

In der aktuellen amerikanischen Fernsehserie *Westworld* wird Urlaubern ein ganz besonderes Erlebnis geboten: Ein mit menschenähnlichen Robotern bevölkerter Vergnügungspark macht den Wilden Westen für Besucher hautnah erlebbar. Bereits in der ersten Folge weicht allerdings einer der Androiden plötzlich von seinem Skript ab. Peter Abernathy ist eigentlich auf die Rolle des liebenden Familienvaters auf seiner Ranch im Wilden Westen programmiert, doch eines schönen Morgens flüstert er seiner Tochter Dolores auf der Veranda verstörende Sätze ins Ohr: „Hell is empty, and all the devils are here.“ Als Abernathy zur Analyse und Reparatur ins Labor gebracht wird, kündigt er in weiteren fremd anmutenden, furchterregenden Sätzen seine erbarmungslose Rache an den Anwesenden an. Das Team wendet sich ratlos an Robert Ford, den Schöpfer der Androiden: „What the hell was that?“ Ford kann sein Team beruhigen: „Shakespeare.“ Der Farmer zitiere Literatur, mit der er in einer früheren Rolle als Professor programmiert gewesen sei, allen voran die Dramen William Shakespeares: „No cause for alarm. Simply our old work coming back to haunt us.“ Mit dieser expliziten Bezugnahme stellt sich die SciFi-Western-Serie in die Tradition des frühneuzeitlichen Dramatikers, und zwar durchaus auf selbst-ironische Weise, heißt die erste Episode doch „The Original“.

Mein Projekt „Shakespeare’s Serial Returns“ untersucht diese Rückkehr Shakespeares in *Westworld* und anderen aktuellen Fernsehserien, die dem Phänomen des *complex TV* oder *quality TV* zuzurechnen sind. Was hat es mit dieser heimsuchenden Qualität des alten Werkes auf sich? Welche unerwarteten Shakespeare’schen Erinnerungsspuren schreiben sich mit welchem Effekt in die Serien ein? Und wie verändert sich unser Blick auf Shakespeare durch diese Umschreibungen?

Mich interessieren dabei insbesondere die vielfältigen Bezüge zwischen Shakespeares wohl letztem Drama, der Romanze *The Tempest* und *Westworld*, seiner Römertragödie *Coriolanus* und der Serie *Homeland*, und den Dramen *Richard III* sowie *Macbeth*, die in der britischen und amerikanischen Version von *House of Cards* aufgegriffen werden. Das Projekt untersucht, welche kulturellen Energien des frühneuzeitlichen Stoffes produktiv sind für die aktuelle gesellschaftliche und ästhetische Relevanz der Serien. Es geht dabei auch darum, die kulturellen Übertra-

gungswege von der Bühne der Frühen Neuzeit bis zu den aktuellen Fernsehserien zu rekonstruieren. Dabei werden Bühneninszenierungen, Spielfilm- und Fernseh(serien)versionen sowie nicht-dramatische Um- und Neuschreibungen der Shakespeare-Theaterstücke in die Untersuchung einbezogen, die gleichsam eine Brücke zwischen Shakespeares Texten und den Serien von heute bilden. So greift die Serie *Westworld* nicht nur auf Shakespeares *Tempest*-Text, sondern auch auf dessen zahlreiche Aufführungen, Verfilmungen, Neubearbeitungen und Umschreibungen zurück – zum Beispiel Mary Shelleys *Frankenstein* (1819) und dessen Verfilmungen, Aldous Huxleys *Brave New World* (1932), den Western *Yellow Sky* (1948) und den Science-Fiction-Klassiker *Forbidden Planet* (1956), der wiederum die späteren *Tempest*-Variationen in der Star-Trek-Episode *Requiem for Methuselah* (1969) und in *Blade Runner* (1982) geprägt hat.

In umgekehrter Richtung soll die Lektüre auch untersuchen, wie die Themen und Formen der Serien des 21. Jahrhunderts unseren Blick zurück auf Shakespeare verändern. Welche Aspekte der Dramen werden durch diese Linse anders und neu lesbar? Inwiefern lässt sich beispielsweise das derzeit virulente und als postmodern kategorisierte Phänomen der Serialität historisch und gattungs- beziehungsweise medienspezifisch perspektivieren? Welche Einsichten in Shakespeares Dramaturgien erlaubt ein seriell geschulter Blick?

Umkehren, rückkehren, bekehren: *Coriolanus* und *Homeland*

Der Politthriller *Homeland* des amerikanischen Network Showtime stellt seit 2011 in bisher sieben Staffeln den amerikanischen *War on Terror* ästhetisch und zeitlich nah am tatsächlichen Geschehen dar und hat eine intensive und kontroverse Debatte in den USA und weit darüber hinaus ausgelöst. In seinen ersten Staffeln kreist *Homeland* um die fragliche Loyalität eines US-amerikanischen Kriegsheimkehrers aus der Gefangenschaft durch Al-Qaida. Die Rückkehr des Irakkriegs-Veteranen in *Homeland* gibt Rätsel auf: Ist diese Rückkehr auch eine Heimkehr? Fühlt er sich den USA noch zugehörig oder stimmt, was eine CIA-Agentin vermutet – „He has been turned.“?





Ist er in der Gefangenschaft zur Gegenseite übergelaufen und will nun die Heimat attackieren? Ist seine Rückkehr also keine Heimkehr, sondern eine Heimsuchung, ein Angriff auf das *Homeland* durch das Andere, der umso verheerender und unheimlicher ist, weil er heimlich in der Gestalt des Eigenen ausgeführt wird? Für den späteren Verlauf der Handlung wird dann die Frage zentral sein, ob sich der zum Gegner gewordene eigene Soldat ein weiteres Mal umdrehen lässt, ob er also wieder zum Soldaten der USA bekehrt werden kann. Die Spannung steigert sich noch, als sich herausstellt, dass er während seiner Gefangenschaft zum Islam konvertiert ist. Umdrehen, Zurückdrehen, Weiterdrehen, Umkehren, Bekehren, Zurückkehren, wirklich Heimkehren – dieses Spannungsfeld zwischen *turn* und *return* beschert der Serie ihre zahlreichen Cliffhanger und Wendepunkte. Sie ist ein der Serienform gemäß in Variationen zurückkehrendes Motiv, d.h. *turn/ return* sind auch ästhetisch zentrale Begriffe.

Die Aspekte des *turning* und *returning* sind auch für die Lektüre der Exposition und der gesamten Handlung der Tragödie *Coriolanus* zentral, so die Annahme dieses Projekts. Sie zeigen, wie das frühneuzeitliche Drama Denkfiguren und ästhetische Verfahren von *Homeland* antizipiert oder – aus der historisch umgekehrten Perspektive gesprochen – wie der durch *Homeland* geschärfte Blick auf Bewegungen des Wendens und der serialisierten Rückkehr zentrale Momente in *Coriolanus* markiert. Dies betrifft sowohl die Dramaturgie als auch das Narrativ der scheiternden Rückkehr des Kriegsheimkehrers, weil sich auch in der Römertragödie *Coriolanus* der Titelheld gegen seine römische Heimat wendet und zum Kämpfer für die Gegenseite wird: Als der Kriegsheld nach dem Kampf gegen die Volsker siegreich nach Rom zurückkehrt, soll er als Auszeichnung für seine Heldentaten zum Konsul erhoben werden. Seine Ernennung scheitert jedoch an Coriolanus' Stolz und seinem Hass auf die Plebejer, die seine Ernennung mit ihren Stimmen bestätigen müssten. Er wird in einer spektakulären Wendung der Akklamationsszene stattdessen auf fraglicher Grundlage angeklagt, eine Alleinherrschaft anzustreben und die ausbalancierte politische Ordnung der Republik Rom abschaffen zu wollen. Er entgeht der Todesstrafe, wird aber als Verräter verbannt. „Despising/ For you the city, thus I turn my back./ There is a world elsewhere“, verkündet er stolz und



„Hell is empty and all the devils are here.“ – *Der Sturm* in einer aktuellen Inszenierung des Düsseldorfer Schauspielhauses.

wendet sich von der Heimat ab, um sich im Folgenden militärisch gegen sie zu wenden. Er flieht zu seinen einstigen Gegnern, den Volskern, und wird von ihnen aufgenommen, um nun gemeinsam gegen Rom zu kämpfen. Das Drama zeigt im Folgenden, wie die Römer versuchen, ihn zur friedlichen Rückkehr nach Rom zu bewegen. Auch hier sind also Momente des sich Abkehrens, Umkehrens und Heimkehrens zentral. Shakespeare nutzt sie auch zu einer ungewöhnlichen Dramaturgie, indem er den Wendepunkt des Dramas, die scheiternde Wahl zum Konsul, zu einem Plateau ausbaut: Coriolanus wendet sich immer wieder vom Marktplatz ab, um in einem weiteren Versuch, die Plebejer zu gewinnen, zu ihm zurückzukehren, was in seiner Verbannung und schließlich der Rückkehr als Rächer gipfelt.

Die Wiederkehr von den Toten: *The Tempest* und *Westworld*

Während im Vergleich von *Coriolanus* und *Homeland* also die serialisierte Kriegsheimkehr von zentralem Interesse ist, ist es beim *Tempest* und bei *Westworld* die mehrfache Rückkehr von den Toten. So wie Shakespeares Werk in der Serie wiederaufersteht, erleben auch die Figuren Serien von Toden und Wiedergeburten. Diese Wiedergeburten sind auch im Hinblick auf die geschlechtliche Semantisierung interessant, insofern Mütter sowohl in der Romanze als auch der Serie radikal verdrängt werden. Der Vorläufer des Vergnügungsparks ist in Shakespeares *Sturm* eine einsame Insel, auf der außer dem Magier Prospero und seiner Tochter Miranda nur Inselgeister und der rebellische Inselbewohner Caliban leben, die Vorläufer der Androide in *Westworld*. Alle Schiffbrüchigen, die nach dem titelgebenden Sturm über die Insel irren, sind Männer. Miranda hat keinerlei Erinnerungen an ihre Mutter. Prospero blendet sie in seinen Erzählungen aus und betont stattdessen, dass er auf der Bootsreise nach ihrer Verbannung aus Mailand die Tochter metaphorisch wiedergeboren habe – so wie er durch seine Magie Tote wieder auferwecken könne. Prospero agiert aus einer Höhle, deren gebärmutterartige Architektur seine Geburtsmacht zusätzlich versinnbildlicht. Die Figur des das Mütterliche inkorporierenden Vaters ist möglicherweise eine Referenz zum englischen König James I., dem Patron von Shakespeares Theatergruppe King's Men. James I. bezeichnete sich selbst in seiner Schrift *Basilikon Doron* als „a loving nourish father“, der für sein Commonwealth „their own nourish-milk“ bereitstelle, und sorgte damit für eine Repaternalisierung der politischen Sphäre nach der langen Regentschaft von Elisabeth I., die sich als *Virgin Mother* inszeniert hatte.

Auch in *Westworld* sind Mütterfiguren derart marginalisiert und dem Blick entzogen, dass sich in Fan-Foren bereits Diskussionen über diese seltsame Abwesenheit entsponnen haben. Stattdessen zeigt die Serie die parthenogenetische Vaterschaft der Androiden-Konstrukteure, die ihre Kreaturen innerhalb eines mehrstöckigen unterirdischen Kontrollzentrums des Vergnügungsparks, einer weiteren gebärmutterartigen Höhle, erschaffen, zum Leben erwecken und nach jedem Tod reparieren und auferstehen lassen. Auch menschliche Tote werden von

diesen väterlichen Technikern durch Androiden ersetzt und gleichsam wiedergeboren. Am Ende der ersten Staffel inszeniert *Westworld* aber, äquivalent zum Anschlagversuch Calibans, die gewaltsame Rückkehr des verdrängten Mütterlichen: Weibliche Androiden, motiviert durch die Tode ihrer Töchter oder Mütter, schließen sich zur Rebellion zusammen, um den ständigen Kreislauf von gewaltsamen Toden und Wiedergeburten in ihrer jeweiligen Missbrauchs-Erzählschleife zu durchbrechen. Der Ausgang dieser Rebellion bleibt am Ende der ersten Staffel offen, aber mit dem Mord an der Prospero-Figur Robert Ford hat die Serie den versöhnlicheren Ton des Romanzenendes radikal transformiert – oder, je nach Lesart, die zahlreichen Störfaktoren freigelegt und ins Zentrum gerückt, die auch Shakespeares vermeintliches Happy End in Frage stellen, so etwa Prosperos Ausblick auf den eigenen Tod. Ikonographisch setzt das Finale mit einer schwach ausgeleuchteten Masse von bewaffneten, ‚untoten‘ Androiden, die wortlos die Menschen einkreisen, das *Tempest*-Zitat aus der ersten Episode jedenfalls eindrücklich um: „Hell is empty, and all the devils are here.“ **Christina Wald** ◀



Christina Wald ist Professorin für Englische Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. Im akademischen Jahr 2017/18 forscht sie am Kulturwissenschaftlichen Kolleg über „Shakespeare's Serial Returns“.



POSTHEROISCHE HELDEN? KONTUREN EINER ZEITDIAGNOSE

Appelle an heroische Tugenden und die Berufung auf Heldengestalten sind nach 1945 in den westlichen Gesellschaften in Verruf geraten. Mit gutem Grund, haben sich die vormals gefeierten Heldentaten doch bei genauerem Hinsehen allzu oft als Untaten entpuppt. Insbesondere militärischer Heroenkult gilt als moralisch nicht länger zu rechtfertigen. In den 1980er-Jahren tauchte dann erstmals in unterschiedlichen Kontexten ein bis dahin unbekannter Begriff auf, der des Postheroischen. Wie andere mit dem Zusatz ‚post-‘ versehene Epochensignaturen glänzt er nicht gerade durch Präzision: Mal bezeichnet er eine spezifische Mentalität, dann wieder eine Etappe im Modernisierungsprozess oder einen Modus der Kriegführung. Postheroisch kann sich aber ebenso auf einen zeitgemäßen Führungsstil beziehen oder ein Politikverständnis charakterisieren, das den Traum des Durchregierens aufgegeben hat. Generell werden auch Einstellungen so bezeichnet, die allergisch auf Pathosformeln reagieren, für Appelle an Opferbereitschaft taub sind und zur Verehrung großer Männer allenfalls ein ironisches Verhältnis pflegen. Leben wir also in einer postheroischen Gesellschaft?

Heldendämmerung

Den Eintritt in eine postheroische Ära diagnostizierten zuerst politische und militärwissenschaftliche Abhandlungen über die Zukunft des Krieges.¹ Westliche Gesellschaften seien, so die These, weder willens noch in der Lage, längerfristig hohe militärische Verluste in Kauf zu nehmen. Als Ursache dafür wird angeführt, dass im Zuge kollektiven Wertewandels die Abneigung gegen kriegerische Zumutungen gestiegen ist, vor allem aber werden demografische Faktoren ins Spiel gebracht. Das Argument ist simpel: Solange Kinder und Jugendliche das Gros der Bevölkerung ausmachten, hat man den Kriegstod eines oder mehrerer Söhne eher hingenommen. Zeitgenössische Gesellschaften dagegen, in denen die Alten in der Mehrheit sind und die meisten Kinder ohne oder mit nur einem Geschwister aufwachsen, sind dazu nicht mehr bereit. Die Verlustängste der Eltern sind im gleichen Maße gestiegen, wie die durchschnittliche Kinderzahl abgenommen hat. Auch der Nachwuchs selbst zeigt sich wenig gewillt,

sein Leben fürs Vaterland, die Freiheit oder für welche Ziele auch immer aufs Spiel zu setzen. Und da demokratisch gewählte Regierungen nicht längerfristig gegen den Willen ihrer Bürgerinnen und Bürger regieren können, sie würden sonst abgewählt, muss smarte Technologie übernehmen, wofür bisher Kampfeswille und Opferbereitschaft mobilisiert werden konnten. Paradigmatisch für den postheroischen Krieg ohne Gefährdung der eigenen Truppen steht der Einsatz bewaffneter Drohnen.

Organisations- und Managementtheoretiker entwerfen wiederum Modelle „postheroischer Führung“.² Sie argumentieren, dass die Lenkung von Unternehmen, aber auch politisches Krisenmanagement zu vielschichtig und ihre Auswirkungen zu gravierend sind, um sie von der Willenskraft, dem Mut und der Entschiedenheit Einzelner abhängig zu machen. Zeitgemäß seien vielmehr partizipative Entscheidungsstrukturen, die Eigeninitiative und Improvisationsfähigkeit fördern. Andere plädieren gleich dafür, von heroischem Durchhalten auf postheroisches Durchwursteln umzustellen.³ Probleme sollen kleingearbeitet und Kompromisse ausgehandelt werden, statt tollkühn das Ganze aufs Spiel zu setzen. Für die Moderation von Selbstorganisationsprozessen erweisen sich heroische Draufgänger eher als hinderlich. Nicht brachiales Durchschlagen Gordischer Knoten, sondern kunstvolles Knüpfen von Netzwerken ist gefragt.

¹ Vgl. Luttwak, Edward N., „Toward Post-Heroic Warfare“, in: *Foreign Affairs* 74.3 (1995), S. 109–122. Münkler, Herfried, *Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie*, Weilerswist 2006.

² Vgl. Baecker, Dirk, *Postheroische Führung. Vom Rechnen mit Komplexität*, Wiesbaden 2015.

³ Vgl. Schimank, Uwe, „Nur noch Coping: Eine Skizze postheroischer Politik“, in: *Zeitschrift für Politikwissenschaft* 21.3 (2011), S. 455–463.





In die gleiche Richtung gehen psychologische Studien, die den zeitgenössischen Sozialcharakter einer ‚postheroischen Persönlichkeit‘ identifizieren. Dieser Typus habe sich, schreibt etwa der Frankfurter Sozialisationsforscher Martin Dornes, „von einer ‚heroischen‘ Unterdrückung eigener Impulse ebenso verabschiedet wie von einem ‚heroischen‘ Aus- und Durchhalten einmal getroffener Entscheidungen.“⁴ Er sei hochgradig flexibel, erkaufe seine Beweglichkeit jedoch mit dem Zwang zu fortwährender Anpassung an einen beschleunigten sozialen Wandel. Glaubt man schließlich dem Kulturwissenschaftler Diedrich Diederichsen, so ist selbst die Popmusik inzwischen in die postheroische Phase eines „Gegenkulturalismus ohne Gegenkultur“ eingetreten.⁵

Auch wenn die unterschiedlichen Postheroismus-Diagnosen erst einmal unverbunden nebeneinander stehen, verdichten sie sich in der Summe doch zu einem Zeitbild. Ist die Ära der Helden vorbei? Wohl kaum. Wie die Postmoderne nicht mit einem Abschied von der Moderne gleichzusetzen ist, bezeichnet auch die Rede vom postheroischen Zeitalter nicht, dass heroische Orientierungen ihr Ende finden, sondern dass sie problematisch werden. Ihre Anziehungskraft ist damit keineswegs erschöpft. Der Fragwürdigkeit von Heldenfiguren in der Gegenwart steht vielmehr ein fortdauernder Heldenhunger gegenüber, der von der Populärkultur reichlich bedient wird.

Heroen im 21. Jahrhundert

Helden mögen als Relikte vergangener Zeiten in die Gegenwart hineinragen, aber das Heldenschema hat sich bis jetzt als flexibel genug erwiesen, um nicht ganz von der Bildfläche zu verschwinden. Die Figuren wandeln sich, doch für Nachschub ist weiter gesorgt. Wiederbelebte und neu geschaffene Heldenfiguren bevölkern die Welten der Comics, Filme und Computerspiele; auch der Leistungssport liefert fortlaufend heroisierbares Personal. Retterfiguren wie die Feuerwehrleute von 9/11 werden ebenso zu Helden erklärt wie Friedensaktivisten, Bürgerrechtler und Whistleblower. Verehrt werden politische Freiheitskämpfer wie Nelson Mandela, Václav Havel und Mahatma Gandhi oder jener anonyme *Tank*

Man, der sich 1989 auf dem Pekinger Platz des Himmlischen Friedens allein den vorrückenden Panzern entgegenstellte. Bezeichnend ist, dass dieser Heroismus nicht länger an Pflichterfüllung und Gefolgschaftstreue gekoppelt wird, die neuen Helden zeichnen sich vielmehr durch Nonkonformismus und Gehorsamsverweigerung aus. Aus Heldenmut wird Zivilcourage. Parallel dazu zeigt sich eine Demokratisierung und Veralltäglichsung des Heroischen. Letztlich kann jede und jeder zum Helden werden, und sei es nur für jene *fifteen minutes of fame*, auf die nach Andy Warhol in der Ära der Massenmedien niemand verzichten muss. Vollends entleert wird der Begriff in der Sprache des Marketings, wo die Ware ihren Käufer zum Helden adeln soll oder gleich selbst heroisiert wird.

Die Leipziger Brauerei Ur-Krostitzer wirbt mit dem Slogan „Wahre Helden stehen mitten im Leben“, die Dessous-Marke Hunkemöller feiert ihre Kundinnen als „Sheroes“, und Aldi-Süd kürte vor einiger Zeit gar eine Kuchenglasur zum „Helden des Alltags“. Beispiele wie diese lassen sich kulturkritisch als Trivialisierung verbuchen, man kann darin aber auch eine heilsame Entgiftung sehen: Etwas Luft aus den aufgeblasenen Heldenfiguren zu lassen und mit ihren Symbolen ironisch zu spielen, ist allemal menschenfreundlicher, als heroische Durchhalteparolen auszugeben.

Die Diagnose einer postheroischen Ära stellt sich somit als widersprüchlich dar: So wenig von einer ungebrochenen Kontinuität von Heldenmythen auszugehen ist, so wenig überzeugen pauschale Diagnosen eines heldenlosen Zeitalters. Man wird eher von einer gegenstrebigen Gleichzeitigkeit von Heldenbeschwörungen und -demontagen ausgehen müssen. Das gilt selbst für das traditionelle Bewährungsfeld des Heroischen *par excellence*, den Krieg. Auch postheroische Gesellschaften sind durchaus fähig und bereit, Kriege zu führen, indem sie den Schwund an menschlicher Kampf- und Opferbereitschaft durch technologische Überlegenheit kompensieren. Wer seine Waffen per Fernsteuerung dirigiert, kann auf Heldenmut gut verzichten. Offenkundig provozieren aber gerade die postheroischen High-Tech-Kriege heroische Gegenreaktionen. Sie treiben dem globalisierten Dschihadismus fortlaufend neue Kämpfer zu, deren Stärke nicht auf ihren

⁴ Dornes, Martin, *Die Modernisierung der Seele*, Frankfurt/ M. 2012, S. 320.

⁵ Diederichsen, Diedrich, *Über Popmusik*, Köln 2014, S. 390.

➔ POSTHEROISCHE HELDEN? KONTUREN EINER ZEITDIAGNOSE

Alltagsheld/innen gesucht!

BIST DU BEREIT?



Im Freiwilligen Sozialen Jahr (FSJ) bei der Caritas Konstanz machst du dich für andere stark – und entdeckst dabei deine eigenen Stärken.

Begleite Menschen mit Behinderung im „Haus Franziskus“! Lass die Bewohner und den Garten im „Haus Don Bosco“ aufblühen! Bring die Kinder in der integrativen Kindertagesstätte „Die Arche“ zum Lachen! Betreue ältere Menschen im „St. Marienhaus“! Mach den Housemeister im „Seewerk“ oder schwing den Kochlöffel im Hotel & Gasthaus Seehörnle!

Jetzt bewerben: www.caritas-konstanz.de/fsj
Svenja Nendel, Tel: 07531 / 1200-131 / s.nendel@caritas-kn.de



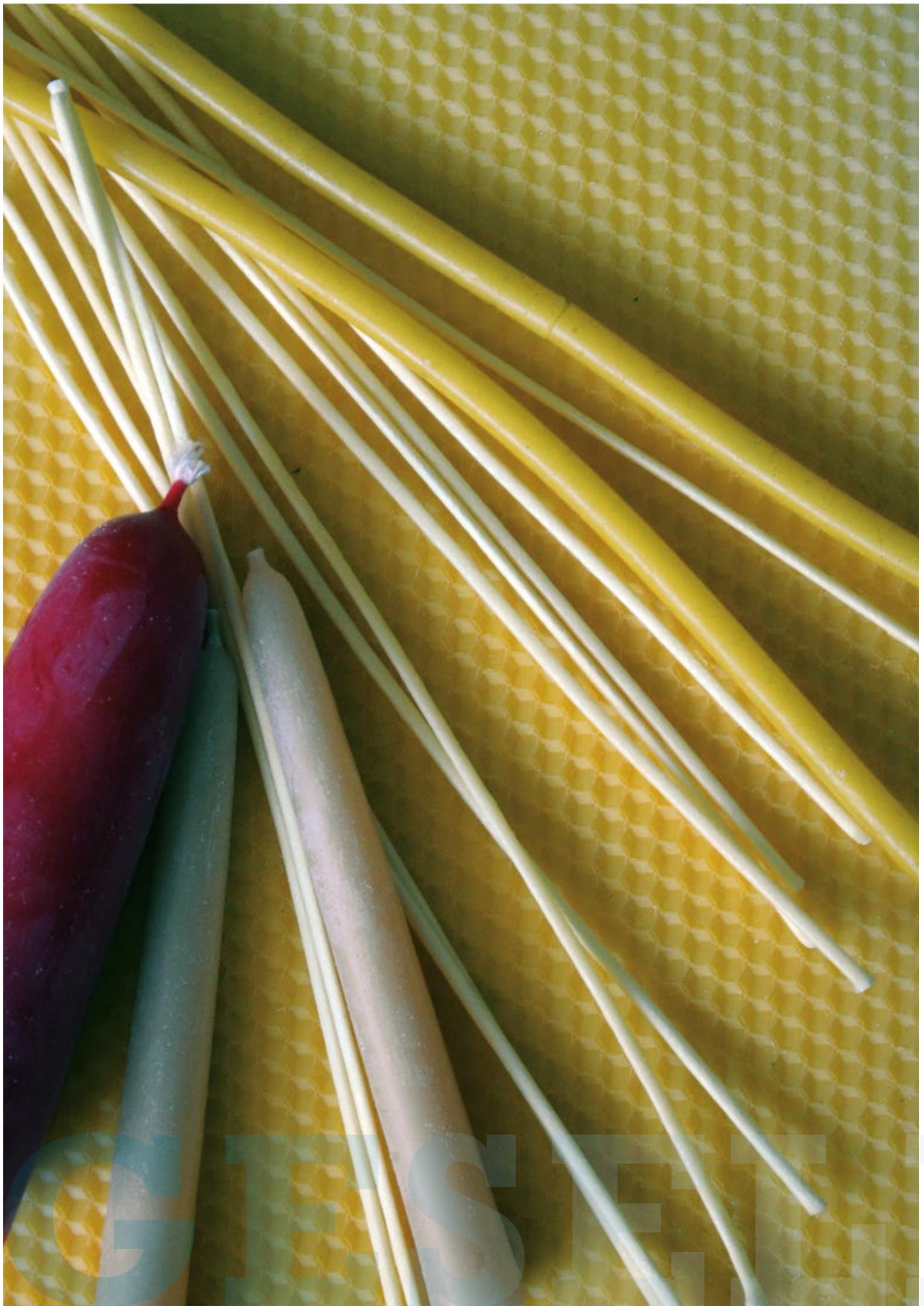
man sie als Problemanzeiger verstehen müssen. Sie sind der Index dessen, was die Gesellschaft den Menschen abverlangt. „Unglücklich das Land, das Helden nötig hat“, heißt es in Brechts *Galileo*. Glücklich wäre demnach ein Gemeinwesen, das auf Opferkulte und moralische Aufrüstung verzichten kann. Kurzum, wir sind nicht postheroisch, aber es zu werden, wäre vielleicht eine gute Idee. **Ulrich Bröckling** ◀

Waffensystemen, sondern auf ihrem unbedingten Willen zu Vernichtung und Selbstvernichtung beruht. Luftangriffe aus sicherer Distanz auf der einen, terroristische Anschläge auf der anderen Seite verhalten sich komplementär zueinander und verstärken sich wechselseitig. Den Kampfdrohnen als Ikonen postheroischer Kriegführung korrespondiert die nicht minder ikonische Gestalt des Selbstmordattentäters. Auch er ein zeitgenössischer Heldentyp.

Wir werden die Helden nicht los, mögen wir noch so sehr darüber streiten, wer diesen Titel verdient und ob es überhaupt erstrebenswert wäre, ihn sich zu verdienen. Solange politische oder religiöse Mächte auf Opferbereitschaft angewiesen sind, solange der verallgemeinerte Wettbewerb die Einzelnen zu fortwährender Selbstüberbietung nötigt und sie in den Kampf gegen die Konkurrenz treibt, solange Ohnmachtserfahrungen Phantasmen der Größe hervortreiben und die Reglementierungen des Alltags die Sehnsucht nach Grenzverletzungen befeuern – so lange wird man Helden suchen und finden. Wo immer sie auftauchen, wird



Ulrich Bröckling ist Professor für Kultursoziologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Während seines Aufenthalts am Kulturwissenschaftlichen Kolleg 2016/17 forschte er zum Thema „Postheroische Gesellschaften? Konturen einer Gegenwartsdiagnose“. Außerdem vollendete er sein Buch *Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste*, das 2017 im Suhrkamp Verlag erschien.



GESTET

EUROPAS FRÜHE NEUZEIT

DAS PROJEKT EINER GESELLSCHAFTSGESCHICHTE

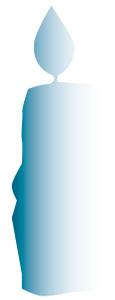
Die Idee einer Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit reicht viele Jahre zurück, als ich an einem SFB-Forschungsprojekt zur politischen Kultur der frühneuzeitlichen Stadt zu arbeiten begann. Schnell stellte sich heraus, dass die sehr reichliche Forschungsliteratur nur noch wenig hilfreich war, sobald man die folgende Frage stellte: Was war denn – abgesehen vielleicht von den Gegenständen – das Andere oder auch spezifisch Vormoderne des Politischen in der frühneuzeitlichen Stadt? In der historischen Forschung wurde diese Frage normalerweise nicht gestellt, weil man sich sicher war, dass die Begriffe und Konzepte, mit denen die moderne Gesellschaft sich seit dem 19. Jahrhundert selbst beschreibt, auch für die Vormoderne und deren Sozialität so verkehrt nicht sein konnten. Diese Begrifflichkeiten wurden von der entstehenden Soziologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts kanonisiert und für die eklektische historiographische Nutzung bereitgestellt. Doch eignen sie sich wirklich dazu, die historischen Charakteristika einer Stadt der Frühen Neuzeit zu beschreiben?

Als Alternative schien mir eine kommunikations- und medientheoretisch gelesene Theorie sozialer Systeme attraktiv, wie sie Niklas Luhmann ausgearbeitet hat. Sie geht von der grundsätzlichen Historizität des Sozialen aus und bietet ein komplexes Begriffsinstrumentarium an, um soziale Phänomene der Vormoderne in ihrer Eigen- und Andersartigkeit zu modellieren. Die Systemtheorie macht Vorschläge zur Beschreibung des Sozialen überhaupt (Kommunikation statt Handlung), zur Dynamik sozialer Strukturen (emergente Evolution statt gerichtete Teleologie), zum Problem der Koordination von Erwartungen und damit zur Ordnungs- und Strukturbildung (Erfolgsmedien statt Normen und Zwang) sowie schließlich zum historischen Beobachtungsmodus (Funktion und Komplexität statt Zweck und Kausalität).

Je mehr mich diese Sozialtheorie beschäftigte, desto weiter führten mich meine Forschungen weg von der politischen Kultur der frühneuzeitlichen Stadt auf andere Themenfelder. Über die Jahre hinweg unternahm ich an ganz verschiedenen Stellen eine kommunikationstheoretisch angeleitete Neuformulierung zum Teil von bekannten und gut erforschten, aber auch von vernachlässigten Vorgängen und Phänomenen in der Geschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts. Es entstanden unter anderem Studien zur Reformation und zum Hof ebenso wie zur Kommunikation im Dorf oder zur Konstruktion von Raum und Zeit in der vormodernen Sozialität. Auf ihnen baut das Vorhaben einer integralen Gesellschaftsgeschichte auf. Neben dem Exzellenzcluster „Kulturelle Grundlagen von Integration“ eröffnete mir ein Reinhart-Koselleck-Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die damit „innovative und risikobehaftete“ Vorhaben fördert, Freiräume dafür. Verbunden wurden diese ‚Tiefenbohrungen‘ durch die These, dass vormoderne Sozialität sich wesentlich auf Kommunikation unter Anwesenden begründete; und dass die Eigenheiten von Interaktionskommunikation sie dahingehend bestimmten, wie sie Strukturen bilden und mit sozialer Komplexität umgehen konnte.

Mit welchen Eigenheiten haben wir es zu tun? Interaktion ist geprägt durch die zufällige Anwesenheit von Personen; sie ist volatil in ihren Inhalten und muss mit Instabilität in der Zeit zurechtkommen. Aus dieser dreifachen Unbestimmtheit erwächst eine hohe Irritierbarkeit durch das Nein, weshalb sie schnell in konflikthafte Kommunikation umschlagen kann. Schließlich sind an Interaktion alle Sinne beteiligt. Man hört die Sprache, sieht Mimik und Gestik und kann in bestimmten Konstellationen die Befindlichkeit des Gegenübers taktil erleben oder auch ‚erriechen‘. Damit ergibt sich auf beiden Seiten eine überreiche Informationslage, die allerdings in sich sehr widersprüchlich sein kann, jedenfalls viel Spielraum für Interpretationen und Zuschreibungen bereithält. Andererseits bietet diese Konstellation mit ihren vielen Variablen auch viele Ansatzpunkte, um durch Festlegungen und Formgebung Strukturbildung zu betreiben. Deshalb erweist sich Kommunikation unter Anwesenden als so leistungsfähig.





Erwartungen koordinieren

Nachdem ich diesen Ausgangspunkt gewählt hatte, um eine Gesellschaftsgeschichte der sozialen Formen in der Vormoderne zu schreiben, bestand nun die Herausforderung nicht nur darin, Stabilität und Beharrungskräfte von interaktionsbasierten Strukturen auszumachen. Darüber hinaus galt es, ihre grundlegende Veränderung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zu verstehen. Der Gebrauch von Schrift und Druck spielte dabei eine wichtige Rolle. Denn zum einen steigerte Distanzkommunikation die Attraktivität von Instrumenten, mit denen die Koordination von Erwartungen zwischen den Beteiligten berechenbar, wenn nicht überhaupt ‚automatisiert‘ wurde. In modernen Gesellschaften kann man Geld als Beispiel für solche Erfolgsmedien anführen, in vormodernen Ehre, Rituale, Reziprozität oder auch Herrschaft. Es handelt sich dabei nie um individuelle Erfindungen, sondern stets um gesellschaftliche Einrichtungen. Für die Vormoderne spreche ich von einfachen Erfolgsmedien. Man kann dann beobachten, wie sich ihre Effektivität durch Schrift und Druck im Verlauf der Frühen Neuzeit steigern ließ.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ist allerdings auch festzustellen, dass sich mehr und mehr die Erfolgsmedien der modernen Gesellschaft an ihre Stelle drängten: Geld wurde wichtiger als Moral, Wahrheit setzte sich gegen Rituale durch, politische Macht gegen Herrschaft. Viel – nicht alles – hing in diesen Prozessen mit der mangelnden Reflexivität der vormodernen Erfolgsmedien zusammen. Wenn Rituale ritualisiert werden, dann lösen sie sich auf, und wenn Moral moralisiert wird, steht sie kurz vor dem Verlust ihrer sozialen Wirksamkeit. Wenn hingegen Macht auf Macht angewandt wird, dann entstehen politische Strukturen. Das dem Prinzip des Geldes unterworfenen Geld bekommt einen Preis und wird zur Ware. Von den einfachen Erfolgsmedien fand allein der Vertrag zu dieser Form der Reflexivität, die ihn dann in einem langen, am Ende des 18. Jahrhunderts noch nicht völlig abgeschlossenen Prozess zum bevorzugten Instrument für die Koordination beliebiger Interessenlagen werden ließ. Mit Reflexivität steigen die Entwicklungsmöglichkeiten und vor allem die Entwicklungsgeschwindigkeiten sozialer Zusammenhänge um ein Vielfaches: Denn nun kann man verfügbare Problemlösungen einsetzen, um Probleme zu bearbeiten, die durch ihre Anwendung gerade erst entstehen.

Mit der Verschiebung hin zu funktional bestimmten, symbolisch generalisierten Erfolgsmedien ging ein Wandel im Ensemble der gesellschaftlich relevanten Typen der Systembildung einher. Netzwerke und Korporationen nutzten zwar einfache Erfolgsmedien wie Reziprozität, Herrschaft oder auch Rituale zur strukturierten Gruppenbildung. Aber organisationsförmige Sozialgebilde konnten ohne Verbreitungsmedien und symbolisch generalisierte Erfolgsmedien nicht ausgebildet werden. Bei der Beobachtung dieser Veränderungen kommt es besonders auf die Übergänge zwischen Korporation und Organisation an. Eine weitere Frage ist dann, ob soziale Bewegungen, mit denen die europäische Gesellschaft seit Beginn der Neuzeit auf Strukturen und ihre Veränderung reagierte, eine vergleichbare Verlagerung von einfachen hin zu symbolisch generalisierten Erfolgsmedien durchgemacht haben. Nach derzeitigem Kenntnisstand ist dies offen. Für die Formierung von Protest und die Steigerung seiner Reichweite spielten Schrift und Druck eindeutig eine bedeutende Rolle. Weniger klar ist indes, in welcher Weise Protestbewegungen mit der Entwicklung von Erfolgsmedien verbunden waren.

Dynamik der Transformation

Diese Mikroanalyse des Sozialen dient als Grundlage, um zu erforschen, wie sich diejenigen funktional bestimmten Handlungszusammenhänge in der Vormoderne herausbildeten, die das basale Differenzierungsmuster der modernen Gesellschaft bestimmen. Das heißt, die in der Mikroanalyse berücksichtigten Formen des Sozialen können dahingehend beobachtet werden, wie sie Prozesse der Ausdifferenzierung auf gesellschaftlicher Ebene beeinflussten. Wenn die Frage so gestellt ist, muss man sich von Kausalität redlicherweise verabschieden. Sie löst sich in Rekursivität auf. Jede Entwicklung setzt viele andere voraus, ohne dass man seriös den jeweiligen Anteil einzelner Phänomene bestimmen könnte. Und jede Innovation hat Folgen mit Kosten, die bearbeitet werden müssen. Die bei weitem wichtigste ist dann, dass Bekanntes und Gewohntes obsolet und störend wird. Ich habe mich entschieden, diese Zerstörungs- und Verlustgeschichten zum Ausgangspunkt zu nehmen, um die vom 16. bis zum 18. Jahrhundert laufenden Veränderungsdynamiken zu begreifen.

EUROPAS FRÜHE NEUZEIT DAS PROJEKT EINER GESELLSCHAFTSGESCHICHTE

Auf dem Feld der Ökonomie wurde dieser Darstellungsmodus bereits erprobt, indem der katastrophische Übergang von einer Subsistenzwirtschaft, die sich bei der Bearbeitung von Knappheit an Verteilungsgerechtigkeit orientierte, hin zu einer über Märkte und Multiplikation von Bedürfnislagen gesteuerten Ökonomie beschrieben wurde. In vergleichbarer Weise wird für den Prozess der Staatsbildung zu beschreiben sein, wie Entscheidungen, die ihre allgemeine Verbindlichkeit Herrschaftsrechten und damit positivem Sanktionspotential verdanken, sich zu solchen entwickelten, die auf negativen Sanktionspotentialen und damit politischer Macht aufruhen. Im Fall von Religion sind die Impulse der Transformation in der institutionellen Überforderung einer europaweiten Kirche zu suchen: Im Diesseits war sie zwar mit der Adelsgesellschaft, aber kaum mit entstehenden staatlichen Strukturen verbunden und setzte überdies in der Kommunikation mit der Transzendenz hauptsächlich auf Interaktion. Diese Formen des Religiösen passten zunehmend nicht mehr in eine Gesellschaft, die von Distanzmedien geprägt wurde.

In einer solchen Sozialwelt wurde auch der Verweis auf Autorität zur Begründung von Wahrheit und Verbindlichkeit von Wissensbeständen zunehmend problematisch. An seine Stelle traten methodisch normierte Verfahren der Hervorbringung von Wissen durch ein professionalisiertes Personal in darauf spezialisierten Institutionen mit je besonderen Wahrheitsindikatoren. Verbunden mit diesen strukturellen Transformationen waren Semantiken des Sozialen, in denen sich seit dem 17. Jahrhundert ein Wandel im Selbstverständnis der Gesellschaft abzeichnete – von einer über Herrschaft und Normen garantierten Sozialordnung hin zu einer Ordnung der reflexiv auf sich selbst zurückwirkenden Zirkulationsverhältnisse. Gerade deswegen aber wurde Gesellschaft für sich in ihren Kausalitätsverhältnissen auch undurchschaubar und identifizierte darin dann wiederum ein Kennzeichen ihrer Modernität.

Meine Beschäftigung mit Theorie und Entwicklung einfacher Erfolgsmedien legt es nahe, dass sie die kommunikative Koordination in der Gesellschaft bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts trugen. In der Folge wurden sie jedoch immer mehr als dysfunktional empfunden, sodass man die Koordination von Erwartungen zunehmend über symbolisch generalisierte Erfolgsmedien sicherstellte. Von dieser Beobachtung aus kann die Frage nach Epochengliederung und Sattelzeiten neu gestellt werden. Das wiederum führt zum letzten Punkt: Warum brauchte es trotz aller strukturellen und semantischen Veränderungen am Ende des 18. Jahrhunderts doch noch Revolutionen in der Neuen Welt und auf dem Kontinent, um den scheinbar entscheidenden transformativen Akt zu setzen?

Rudolf Schlögl ◀



Rudolf Schlögl ist Ordinarius der Neueren Geschichte an der Universität Konstanz und Sprecher des Exzellenzclusters „Kulturelle Grundlagen von Integration“. Sein Werk *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit* erschien 2014 bei Konstanz University Press.



MUSIKALISCHE MIGRATIONSGESCHICHTEN

ERZÄHLEN, INSZENIEREN, AUFFÜHREN UND MEDIALISIEREN

Im Sommer 2016 traf ich den 33-jährigen Emmason Amaraihi für ein Gespräch im bayerischen Tegernsee. Er erzählte von seiner Flucht aus Nigeria 2015, nachdem die islamisch-fundamentalistische Sekte Boko Haram die in seiner Heimatstadt Baga lebende christliche Bevölkerung angegriffen, gejagt und massakriert hatte. Er entkam zusammen mit seiner Familie, wurde aber aufgrund der chaotischen Zustände nach dem Massaker von dieser getrennt. Mit Hilfe einer kirchlichen Einrichtung erreichte er Deutschland und wurde bald darauf nach Tegernsee verlegt, einer idyllisch anmutenden und sehr wohlhabenden Kleinstadt am Tegernsee.

Emmason war immer schon ein leidenschaftlicher Sänger gewesen. Ermutigt von seiner ehrenamtlichen Deutschlehrerin besuchte er eines Montags eine Probe des Männerchores „Tegernseer Liederkrantz“ und fragte, ob er mitsingen könne. Er erinnert sich, dass die Männer anfangs unsicher reagierten, da keiner von ihnen bisher mit den in Tegernsee lebenden Geflüchteten interagiert hatte. Dann aber nahmen ihn die Männer auf, hörten seine Geschichte an und brachten ihm bei, in bayerischem Dialekt zu singen und zu jodeln.



Emmason Amaraihi mit anderen Sängern des „Tegernseer Liederkrantz“ bei einem Festzug.

Sein Chorbeitritt wurde bald eine Mediensensation, zunächst von der lokalen Zeitung und dem Fernsehen aufgenommen und anschließend über Social-Media-Kanäle verbreitet. Der Chor, der in den letzten 170 Jahren eher unbemerkt gesungen hatte, wird seither in den Medien immer wieder als gelungenes Beispiel für die Integration von Geflüchteten in Deutschland gefeiert. Dabei ist es erstaunlich, dass bei einer der Fernsehübertragungen eines ausverkauften Konzerts des Chors Emmasons Stimme von den TV-Produzenten isoliert wurde. Für das TV-Publikum war also hauptsächlich seine Stimme hörbar, obwohl er als Chorist sang. Diese Isolierung zeigte ihn letztlich nicht so integriert, wie es gerne in den Medien proklamiert wurde. Emmason betont jedoch, er habe nicht nur eine neue musikalische Gemeinschaft gefunden, sondern auch einfühlsame Personen, die ihn während des mühevollen Integrations- und Asylverfahrens unterstützen. Er fühle sich zugehörig. Zugleich ist ihm bewusst, dass seine ‚Flüchtlingsstimme‘ der Stadt Tegernsee als ein willkommenes Mittel dient, ihr Image zu verbessern. Denn die Stadt war zuvor in der Medienberichterstattung negativ aufgefallen, als die ablehnende Haltung der Bewohner gegenüber den 200 neu angekommenen Asylsuchenden Schlagzeilen gemacht hatte. Als ich nach seinem neu erworbenen Berühmtheitsstatus frage, reagiert Emmason gespalten. Zwar freue er sich, dass er aufgrund seines Musizierens bekannt und akzeptiert sei und seine ‚Flüchtlingsstimme‘ für andere Geflüchtete einstehe. Dennoch hätten sich die Medienschaffenden bisher vor allem für die effektvolle Geschichte eines inmitten Ortsansässiger in bayerischer Mundart und Tracht singenden Nigerianers interessiert, und nicht dafür, wie er sich tatsächlich in Tegernsee fühle, einer so weit von Baga entfernten Stadt ohne eine Spur seiner Familie.

Integration durch Musik?

Emmassons ‚Erfolgsgeschichte der Integration‘ zeigt, wie eine Aufnahmegesellschaft dank medialer Repräsentationen Unsicherheiten zu überwinden und sich mit Verantwortlichkeiten im Umgang mit Migrantengemeinschaften zu befassen lernt. Emmasons berührende Verkörperung bayerischer





Ensemble von „Zaide. Eine Flucht“ (Zuflucht Kultur e.V.).

Identitäten sowie seine Vertreibungsgeschichte erzeugen außerdem unter den Zuhörenden immer wieder Empathie. Letztendlich ermöglichte ihm sein musikalisches Engagement einen Statuswechsel von Flüchtling zu Flüchtlingsberühmtheit hin zu einer medial konstruierten Flüchtlingspersönlichkeit. Wie Emmason erklärt, hat er in seinem Flüchtlingsstatus auch ein willkommenes Mittel erkannt, seine ‚Flüchtlingsstimme‘ zu instrumentalisieren, denn seine Bekanntheit verschaffte ihm früher als anderen Geflüchteten Vorteile in Deutschland.

Für dieses Forschungsprojekt über die Bedeutung von Musik für Migrations- und Inklusionsprozesse sprach ich mit zahlreichen Geflüchteten, die vor ein bis zwei Jahren nach Deutschland gekommen sind. Häufig bringen sie heute den Wunsch zum Ausdruck, als Individuen mit Namen, Gesichtern, Geschichten und neu definierten Identitäten wahrgenommen zu werden – statt als Bedürftige ohne Zukunft, Bildung oder kulturelles Erbe. Diesen Wunsch bezeichne ich als ‚Post-Flüchtlingsstatus‘: Die Eingewanderten leben sich in mehr oder weniger demoralisierende Alltagsroutinen ein, die von dem Warten auf Ergebnisse im Asylverfahren, den Besuchen bei Behörden und dem Erlernen der deutschen Sprache geprägt sind; oft isoliert von der Aufnahmegesellschaft suchen sie nach Wegen, neue Zugehörigkeiten aufzubauen. Dieses Projekt untersucht, wie musikalische Ausdrucksformen der Erzählung, Inszenierung, Aufführung und Medialisierung von Migrations- und Inklusionserfahrungen uns helfen, Migrationsprozesse zu verstehen, und einen Hintergrund bilden, vor dem wir für die Erzählungen von Flucht und Migration sensibilisiert werden können.

Musikalische Sprachen

Zwar werden die Künste, und insbesondere die Musik, immer wieder als bedeutsam erachtet, um Verlust, Veränderung und Anpassung nach Migrationsprozessen zu verstehen und um zwischen Eingewanderten und Aufnahmegesellschaften zu vermitteln, doch werden musikalische Perspektiven selten auf Flüchtlings- und Migrationsforschung angewandt. Dies beruht vor allem auf der weit verbreiteten Vorstellung, dass

musikalische Sprachen keine Bedeutungen jenseits des Klangs abzubilden vermögen und somit nicht als politisches und gesellschaftskritisches diskursives und analytisches Medium einsetzbar seien. Verschaffen sich jedoch die Eingewanderten beim Singen und Spielen des aus ihrer Heimat mitgebrachten immateriellen Erbes Gehör, wird deutlich, dass musikalisches Repertoire und musikalische Praxis als primäre kommunikative Ausdrucksweisen fungieren können. Sie erzählen Geschichten von Menschen und Orten, die zurückgelassen wurden und mit den Sinneswelten der Musikschaffenden tief verbunden sind. Gleichzeitig konstruieren sie musikalische Formeln, die neue Lebenswelten repräsentieren. Die Analyse von Flüchtlingsstimmen verdeutlicht zudem, dass einzelne Stimmen Biographie, Persönlichkeit und politische Subjektivität verkörpern und inszenieren – allesamt beeinflusst von der Zeitlichkeit und den Kontexten von Migrations- und Inklusionsprozessen.

Darüber hinaus erzeugen die politischen, historischen und soziokulturellen Subtexte der Musik mehrdimensionale Bedeutungen. Diese werden erfahrbar, wenn beispielsweise Emmason nigerianische Musik mit seinem deutschen Freundeskreis teilt, oder wenn Eingewanderte ihre kulturellen Praktiken generell in die Aufnahmegesellschaft einbringen. Das Musizieren prägt sich durch Texte, Rhythmus, Klangfarbe und Aufführungspraxis in die Köpfe und Körper der Musikschaffenden ein. Die Geschichten, die diese repräsentieren, erzeugen auch (unausgesprochene) Wechselbeziehungen zwischen den darstellenden und zuhörenden Personen.

Die deutsche Gesellschaft hat sich in ihrer Geschichte vielfach mit Migration, Inklusionsstrategien, politischen Konsequenzen und interkulturellen Formen des Zusammenlebens auseinandergesetzt. Und obwohl Inklusions- und politische Repräsentationsfragen hierzulande keineswegs neuartige Phänomene sind, bringt seit 2015 die so genannte ‚Flüchtlingskrise‘ Europa und seine Menschen in Aufruhr. Mediale Darstellungen und öffentliche Diskussionen bezüglich der neuesten Entwicklungen in der deutschen Flüchtlingspolitik überschlagen sich. Journalismus, Politik, Wissenschaft und Freiwilligendienste reagieren

➔ MUSIKALISCHE MIGRATIONSGESCHICHTEN ERZÄHLEN, INSZENIEREN, AUFFÜHREN UND MEDIALISIEREN

verschiedentlich auf die vielen Menschen, die vor Krieg, Armut und Unterdrückung fliehen. Wie ich in dieser Studie zeige, sind es auch Kunstschaffende, Kulturvereine, Ensembles und einzelne migrierte Musikschaffende, die in zahlreichen Projekten in Deutschland mit künstlerischen Mitteln auf Fragen von Inklusion und Exklusion reagieren. So gestaltet zum Beispiel der Verein „Zuflucht Kultur e.V.“ unter der Leitung von Cornelia Lanz seit 2014 regelmäßig musikalische Projekte, die als Inklusionsopern bezeichnet werden können. In diesen Projekten werden Musiker und Laien mit Migrationshintergrund sowie deren Musik und Tanz in klassische Opernkompositionen und Handlungsstränge integriert. Auf diese Weise werden transkulturelle musikalische Erlebnisse geschaffen.

Ein weiteres Ensemble ist der „Syrische Friedenschor“, der 2015 von Ahmad Abbas ins Leben gerufen wurde. Alle der etwa zwanzig syrischen jungen Männer, die im Chor singen, entdeckten das öffentliche Auftreten als eine Möglichkeit, sich nicht nur politisch zu äußern, sondern auch die deutsche Bevölkerung an ihr reiches syrisches Kulturerbe heranzuführen. Eindrücklicherweise haben alle Mitglieder des Chores seit ihrer Ankunft in Deutschland Gesang, Dirigieren und das Spielen von Instrumenten autodidaktisch gelernt.

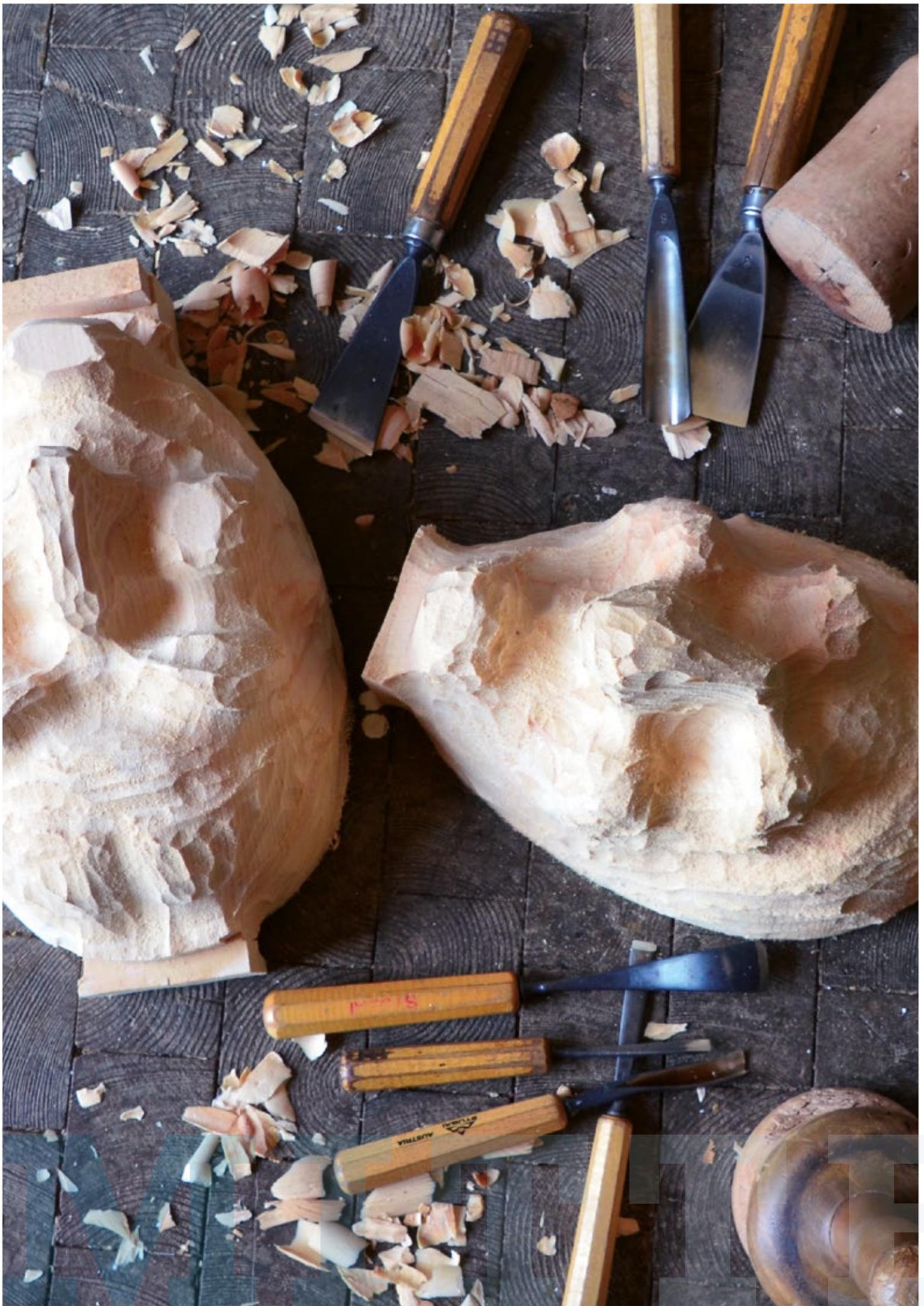
Diese musikalischen Initiativen reagieren auf eine multikulturelle Gesellschaft, die sich nicht nur verändert, sondern auch mit sich ringt. Musikalische Praktiken und musikalisches Repertoire sind jedoch keine Allheilmittel, um interkulturelle Probleme zu schlichten oder Not zu überwinden, obwohl musikalische Ereignisse immer wieder Menschen aus verschiedenen Kulturen, Religionen und Lebensbereichen in Kontakt bringen können. Musikalische Ausdrucksformen färben zudem lokale und nationale Klanglandschaften immer wieder neu und schärfen somit das Bewusstsein für kulturelle Werte der Anderen. Insbesondere kann die Musik Eingewanderten und Aufnahmegeellschaften helfen, kulturelle Unterschiede von einer unerwarteten Warte aus anzugehen – einer Warte, die sich auf die sensorischen Aspekte des Klanks konzentriert und mit kultureller Konvergenz anstatt mit den üblicheren Migrationsthemen wie Verlust, Angst und Unsicherheit assoziiert ist.

In jüngster Zeit äußerten sich einige Eingewanderte jedoch auch kritisch über ihre Teilnahme an musikalischen Projekten: Sie hatten das Gefühl, dass sie und ihre Geschichten von Kunstschaffenden für deren Zwecke genutzt würden. Initiiert entweder von Eingewanderten, von Deutschen und manchmal von Mitgliedern beider Gruppen, spiegeln all diese Beispiele wider, was ich bei der Untersuchung musikalischer Darbietungen im Rahmen der gegenwärtigen, sich jedoch verändernden Willkommenskultur in Deutschland beobachtet habe: Der Leitgedanke „Refugees welcome“ ist – auch wenn er in jüngster Zeit die Gemüter erhitzt und zu fremdenfeindlichen Aktivitäten geführt hat – als Teil einer positiven Haltung gegenüber Fremden verinnerlicht worden. Gleichzeitig ist dieser Leitgedanke auch zu einem dem Zeitgeist entsprechenden politischen Muss Kulturschaffender geworden.

Emmassons musikalische Integrationsgeschichte aber hat ein Happy End: Wie der Münchner *Merkur* 2017 berichtete, kam er als Geflüchteter „über den Gesang zum großen Glück“ und heiratete vor einigen Monaten eine junge Frau aus Tegernsee. Das Paar hatte sich im örtlichen Gospelchor kennengelernt. Nach der Trauung überraschte der „Tegernseer Liederkranz“ die Frischvermählten mit einem Ständchen. **Ulrike Präger** ◀



Ulrike Präger hat in Ethnomusikologie und Musikwissenschaft an der Boston University promoviert. Sie lehrt im Online-Programm der Boston University sowie an der University of Illinois. 2017/18 forscht sie am Kulturwissenschaftlichen Kolleg über „Publicity and Representation: Music in Medializing and Politicizing Processes of (Forced) Migration“.



MAGIE IM MITTELALTER

SCHWINDEL ODER WISSENSCHAFT?

Wenn ich erzähle, dass ich zu magischen Theorien und Praktiken des Mittelalters forsche, kommt immer gleich eine Reaktion. Das hat Vor- und Nachteile: Einerseits kann man ganz leicht bei unterschiedlichsten Menschen, Wissenschaftlern ebenso wie Laien, Neugier wecken und sie zu Gesprächen anregen. Auch habe ich nie das Problem, dass zu wenige Studierende meine Proseminare besuchen. Dadurch halte ich mir die skeptischsten Fachbereichsleiter, Collegen, Dekane und Mitarbeiter des Studierendensekretariats vom Leib, die sich andernfalls wohl fragen würden, warum ihr Fachbereich sich auf derart ausgefallene Themen einlässt. Andererseits kommen bei diesen Gesprächen oft die vielen weit verbreiteten Auffassungen und Vorstellungen zur Sprache, die mit den historischen Tatsachen rein gar nichts zu tun haben. So wird mittelalterliche Magie zum Beispiel als ein Set abergläubischer Ansichten und Praktiken betrachtet, mit denen die Rationalität der wissenschaftlichen Revolution im 17. Jahrhundert und der Aufklärung des 18. Jahrhunderts aufräumen musste. Andere sind überzeugt, bei Magie habe es sich um ein von politischen und kirchlichen Eliten erfundenes Konstrukt zur Rechtfertigung gesellschaftlicher Unterdrückung gehandelt. Verbreitet ist auch die Vorstellung, dass mittelalterliche Magie ein Ausdruck kultureller Genialität war, die ansonsten von ebendiesen Eliten unterdrückt wurde, und dass Hexen die versierten Praktizierenden mittelalterlicher Magie waren und ihre Ausmerzung im Mittelalter den Höhepunkt dieser historischen Thematik darstellt.

Naturmagie im Kreuzfeuer

All diese gängigen Auffassungen sind jedoch bestenfalls irreführend und im schlimmsten Fall falsch. Aus der Sicht heutiger Wissenschaftshistoriker verzerren sie die tatsächlichen Entwicklungen und Phänomene, in denen Religion und Naturwissenschaft nach dem Verständnis der heutigen westlichen Welt ihren Ursprung haben. Die ‚rationale‘ Auseinandersetzung mit der als Magie bezeichneten Theorie und Praxis sowie das Bemühen, zwischen rationaler und irrationaler Auseinandersetzung mit der Natur zu unterscheiden, reichen deutlich weiter zurück als nur bis zur wissenschaftlichen Revolution und zur Aufklärung. Zog man früher in

der Geschichtsschreibung die Grenze zwischen dem neuen ‚wissenschaftlichen‘ Europa und seiner von Aberglauben geprägten mittelalterlichen Vergangenheit im 16. Jahrhundert, so sieht die historische Forschung heute eine Kontinuität, die mindestens bis ins 11. Jahrhundert zurückreicht. Sie beleuchtet eine schöpferische Auseinandersetzung mit neu entdeckten Vorstellungen darüber, wie die Natur funktioniert, welche sich in der Welt des islamisch geprägten Mittelmeerraums und des Nahen Ostens entwickelten und ihren Ursprung in der Antike haben. Der Begriff Magie ist von politischen, kirchlichen und gelehrten Eliten benutzt worden, um unterschiedlichste Zugänge zur und Auffassungen von Natur abzuwerten.

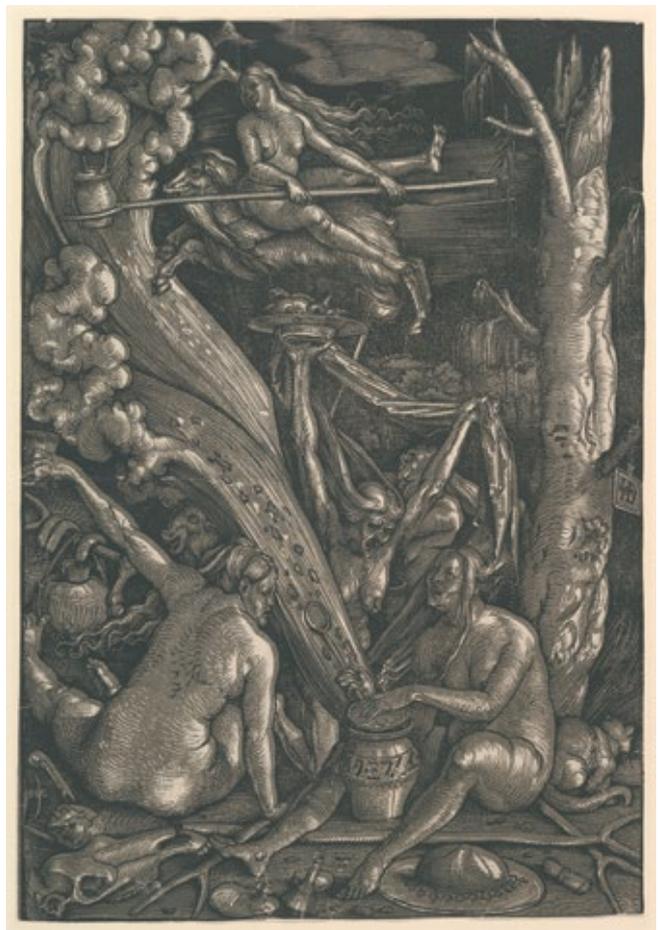
Doch bricht im sogenannten Hochmittelalter, etwa im 13. Jahrhundert, mit ungewöhnlicher Dynamik ein Diskurs hervor, der bestimmte Wissensbereiche, welche am Rande universitärer Fachrichtungen der damaligen Zeit rangierten, als Naturmagie einstufte. Diese Bereiche entwickeln sich langsam, aber sicher weiter und werden durch frühe wissenschaftliche Gesellschaften an die Universitäten geholt. Sie erinnern stark an Laborwissenschaften *avant la lettre*. Erstaunlicherweise wurden diese marginalisierten Praktiken sogar intensiv und konsequent angewandt und zwar in der Regel von versierten Personen, die eigentlich zu den Eliten gehörten, die – stark vereinfachend – Historiker gerne als „die Unterdrücker“ bezeichneten. Und der Diskurs, der manchmal offener, manchmal mehr im Verborgenen geführt wurde, sich manchmal in Verurteilungen, manchmal in weit verbreiteten Abhandlungen niederschlug, deutet weniger auf eine ‚Verfolgungsgesellschaft‘ hin. Vielmehr spiegelt er genau die Auseinandersetzung über neue Gedanken wider, die im Gegenteil eher eine ‚offene Gesellschaft‘ kennzeichnet, in der – heutzutage wie damals – eine ganze Reihe von Aspekten zum Tragen kommt, so auch – würde man hoffen – so viel mehr als nur eine idealisierte Suche nach einer blanken Wahrheit.





Und zu guter Letzt ist im Hinblick auf Hexerei das Bekannteste nicht unbedingt auch das Wichtigste, und das, was einem am vertrautesten ist, versteht man nicht unbedingt am besten. Zwar wurzelt das Konzept der Hexe, die gefürchtet und letztlich zu verschiedenen Zeiten und an unterschiedlichen Orten auf bestimmte Menschen projiziert wurde, tief in mittelalterlichen Befürchtungen über das durch Dämonen verkörperte Böse und eine Gesellschaft, die dem im Neuen Testament verheißenen Reich Gottes nicht gerecht wurde. Der sogenannte Hexenwahn fiel jedoch nicht in eine Epoche, die dem Mittelalter zuzurechnen ist, sondern in die Frühe Neuzeit. Sein Höhepunkt fand zu Beginn dessen statt, was heute rückblickend als Wissenschaftliche Revolution bezeichnet wird. Und die Teile der europäischen Gesellschaft, die sich am stärksten an den Verfolgungen beteiligten, waren größtenteils die, welche die wissenschaftlichen Forschungen im Rahmen dieser Revolution unterstützten.

Die angesprochenen Fehlmeinungen haben unterschiedlichste Ursprünge, die denjenigen, die sie vertreten und wiederholen, in der Regel nicht bekannt sind. Einen wichtigen Ursprung stellen dabei Forschungsbereiche dar, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert aus der Anthropologie und der Soziologie entstanden. Die Begründer dieser wichtigen Disziplinen nahmen kein Blatt vor den Mund: So bezeichnete Edward Burnett Tylor, der im 19. Jahrhundert die Kulturanthropologie begründete, Magie in seinem bahnbrechenden Werk *Primitive Culture* als „einen der verderblichsten Irrglauben, der die Menschheit je gequält hat“. Eine Generation später beschrieb der ebenso namhafte Sozialanthropologe James George Frazer die Magie in seinem monumentalen Werk *Der goldene Zweig* als „die Stiefschwester der Wissenschaft“. Die Worte beider Männer hallen in dem anhaltenden Diskurs der Moderne nach, der die Gegenwart in Abgrenzung von einer ganz anderen, mittelalterlichen Vergangenheit definiert: Das moderne Vertrauen in das Wissenschaftliche und Rationale erfordert, diesem Diskurs zufolge, eine unwissenschaftliche, irrationale Vergangenheit, um seinen Erfolg und seine Rechtfertigung deutlicher darzustellen. Und was würde sich hierfür besser eignen als der Aberglaube und das von Magie und Zauber geprägte Denken des Mittelalters?



Hans Baldung Grien, Holzschnitt „Hexensabbat“ (1510).

Eine Vorform der Wissenschaft?

Heute nehmen Historiker mehrheitlich von derart simplen Dualismen Abstand. Schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts findet ein alternativer Ansatz immer mehr Anhänger: 1958 stellte Lynn Thorndike sein Hauptwerk *History of Magic and Experimental Science* fertig. Er wollte in den Traditionen von und Zugängen zu magischen Praktiken die Spuren der experimentellen Wissenschaften verorten, die in den theoretisch-philosophischen Betrachtungsweisen der

➔ MAGIE IM MITTELALTER SCHWINDEL ODER WISSENSCHAFT?

Natur nicht vorkamen. Frances A. Yates legte in ihrer provokanten Weiterentwicklung dieses Ansatzes nahe, der Renaissance-Magier zu Beginn der sogenannten Wissenschaftlichen Revolution sei der Prototyp des modernen Wissenschaftlers; denn beide lösten auf vergleichbare Weise die Rätsel der Natur mittels Experimenten (*Giordano Bruno and the Hermetic Tradition*, Chicago 1964). Betty Jo Teeter Dobbs wiederum wertet die umfangreichen alchemistischen Schriften Isaac Newtons nicht als Widerspruch zu seinem wissenschaftlichen Denken, sondern als Kontrapunkt (*The Foundations of Newton's Alchemy*, Cambridge 1975). Und in *The Copernican Question* (Berkeley 2011), dem jüngsten großen Werk dieser bedeutenden Tradition, vertritt Robert Westman die Ansicht, mit der Entwicklung heliozentrischer Modelle im 16. Jahrhundert sei bewusst die Glaubwürdigkeit der Astrologie gefördert worden, vor allem zugunsten der Ersteller von Horoskopen und ihrer Kunden. Denn diese waren, um Bewegungen und Ausrichtungen von Himmelskörpern vorherzusehen, auf immer größere Genauigkeit angewiesen.

Westmans Arbeit markiert eine weitere Wende, wie Wissenschaftshistoriker an ihre Thematik herangingen: dass nämlich die Entwicklung neuer wissenschaftlicher Konzepte und Technologien nicht isoliert zu betrachten, sondern innerhalb ihres komplexen Verhältnisses zum jeweiligen kulturellen Kontext am besten zu begreifen ist. Insofern stehen Mittelalterhistoriker vor der Herausforderung, sich einen Reim auf die von Zauberei geprägte Vorstellungswelt des vorindustriellen Westens zu machen, so wie moderne Historiker etwa das Gewinnstreben in den Laboren der Neuzeit zu verstehen versuchen. So betrachtet müssen die größten Magier des Mittelalters – zum Beispiel Roger Bacon, Albertus Magnus und Marsilio Ficino – in unserer Wahrnehmung der frühen Wissenschaftsgeschichte im Westen eine ebenso zentrale Rolle spielen wie Johnson & Johnson, Hoffmann-La Roche und Bayer in den jüngsten Kapiteln der Geschichte der Naturwissenschaften. **David J. Collins** ◀



Nicolaus Copernicus, Holzschnitt.



David J. Collins ist Geschichtspräsident an der Georgetown University in Washington, D.C. 2017 forschte er am Kulturwissenschaftlichen Kolleg über „Disenchanting Albert, 1200–1800. How Medieval Thinking about Magic Led to Modern Science and Religion“.



LEARN
IN

WENN DER TOD POLIZEISACHE WIRD

EIN KURS ZUR ÜBERBRINGUNG VON TODESNACHRICHTEN

Es gibt wohl keine schlimmere Nachricht als die, dass ein naher Angehöriger auf unnatürliche Weise ums Leben gekommen ist. Von dieser Erkenntnis ausgehend untersucht die Kulturwissenschaftlerin Kirsten Mahlke, wie Polizeibeamte das Überbringen von Todesnachrichten bewältigen. In einem vom European Research Council geförderten Forschungsprojekt entwickelt sie zusammen mit der Polizei einen Blended-Learning-Kurs für Polizeibeamte in Aus- und Fortbildung.

Was bedeutet die Überbringung einer Todesnachricht an Angehörige?

Mahlke ➔ Man muss wohl nicht erklären, warum das aus Polizeisicht kein angenehmer Job ist. Weniger im allgemeinen Bewusstsein ist aber, was es für die Angehörigen bedeutet, wenn die Polizei hier nicht routiniert und verantwortungsvoll agiert. Die schlimme Verlusterfahrung kann zwar niemandem erspart werden, aber die Art und Weise der Vermittlung kann im positiven Sinne helfen, sie zu ertragen, oder sie im negativen Fall immens verstärken.

Was heißt, verantwortungsvoll mit so einer Situation umzugehen?

Mahlke ➔ Die Polizei, die in die Todesbenachrichtigung und ein Todesermittlungsverfahren involviert ist, hat hinsichtlich der Interaktion mit Angehörigen zwei zentrale Aufgaben. Die erste betrifft neben der Ermittlungsarbeit selbst den Opferschutz. Angehörige von plötzlich Verstorbenen, ob durch Suizid, Mord oder einen Unfall, geraten in eine extreme Krisensituation und brauchen selbst Hilfe, das heißt, sie kommen in den Blick des Opferschutzes. Hier sollte die Polizei den Kreis der unmittelbar von der Krise Betroffenen schnell erkennen: Wer ist Angehöriger? Das ist gar nicht so evident. Bisher ist es zumindest in Baden-Württemberg so geregelt, dass die Polizei die Nachricht nur einmal überbringt. Das heißt, einmal wird ‚in die Familie hinein‘ benachrichtigt. Dabei bleiben dann nicht verheiratete, geschiedene und andere nicht offizielle Angehörige unberücksichtigt.

Umso wichtiger ist es, diesen erweiterten Kreis von Opfern im Auge zu haben. Nach der Opferschutzrichtlinie der EU von 2012 gehören auch die Angehörigen von Opfern schwerer Straftaten dazu. Sobald nämlich der Staat ins Spiel kommt, sobald die Polizei Ermittlungen aufnimmt, die Staatsanwaltschaft eine Obduktion anordnet und die Leiche beschlagnahmt, ist es keine reine Familienangelegenheit mehr. Der gesamte Angehörigenkreis erweitert sich in einen speziellen Kreis von Opfern, die man in die polizeiliche Verantwortung miteinbeziehen sollte. Und das ist bisher einfach noch nicht der Fall.

Und die zweite Aufgabe?

Mahlke ➔ Die zweite Aufgabe, die eine verantwortungsvolle Nachrichtenvermittlung mit einschließt, ist die Gefahrenabwehr. Die Polizei ist dafür verantwortlich, Gefahren für die betroffenen Angehörigen und auch für andere fernzuhalten. Sie kennt den Impuls, den jeder Angehörige hat, sofort zum Unglücksort zu eilen, ohne darüber nachzudenken, wie die Verkehrslage ist, ob der Ort gefährlich ist – etwa eine Bahntrasse oder die Autobahn. Schockreaktionen können auch in Aggression ausarten, so dass Angehörige bei der Benachrichtigung zu einem herumliegenden Messer greifen und entweder sich oder den Überbringer der Todesnachricht angreifen, weil sie die Nachricht abwehren oder sich gegen Demütigungen oder Ohnmacht zur Wehr setzen wollen. Ein Polizist sollte sehr viele Gefahrenquellen im Auge behalten.

Solche konkreten Polizeiaufgaben haben also nicht nur mit emotionaler Kompetenz zu tun – also, dass die Polizei empathisch sein, möglichst viel Zeit mitbringen und gut zuhören können sollte und so weiter. Solche Tugenden und Fähigkeiten helfen in dieser Situation natürlich, aber ohne die nötige Sensibilisierung für die Bedürfnisse Angehöriger und die entsprechenden Ressourcen – von Zeit bis hin zu institutioneller Vernetzung –, hilft einem alle psychologische Ausbildung nicht weiter.



Endet mit dem Verlassen der Angehörigen die Aufgabe der Polizei?

Mahlke ➤ Nachdem die Angehörigen benachrichtigt wurden, fangen deren Fragen erst an. Wo ist er oder sie? Wann können wir dorthin? Wie geht es jetzt weiter? Natürlich kann die Polizei nicht die Verantwortung für alle möglichen Bereiche übernehmen, doch hat sie hier eine Türöffner-Funktion. Aufgrund ihrer besonderen Rolle mit weitreichenden Befugnissen kann sie dem Staatsanwalt beispielsweise sagen: „Familie Müller möchte gerne ihren Sohn sehen.“ Oder sie kann der Gerichtsmedizin unter Wahrung der rechtlichen Bedingungen mitteilen, selbst wenn ein Ermittlungsverfahren läuft: „Die Mutter darf hier rein!“ Niemand anderes als die Polizei, also auch kein Seelsorger, hat dieses Recht und die damit verbundene Verantwortung. Und das gilt auch bei der Gefahrenabwehr, dass beispielsweise ein Seelsorger nicht einem schockierten Vater sagen kann, dass er jetzt gefälligst nicht in das Auto steigen soll. Die Polizei darf ihn daran hindern – und, wenn nötig, Freiheitsrechte einschränken.

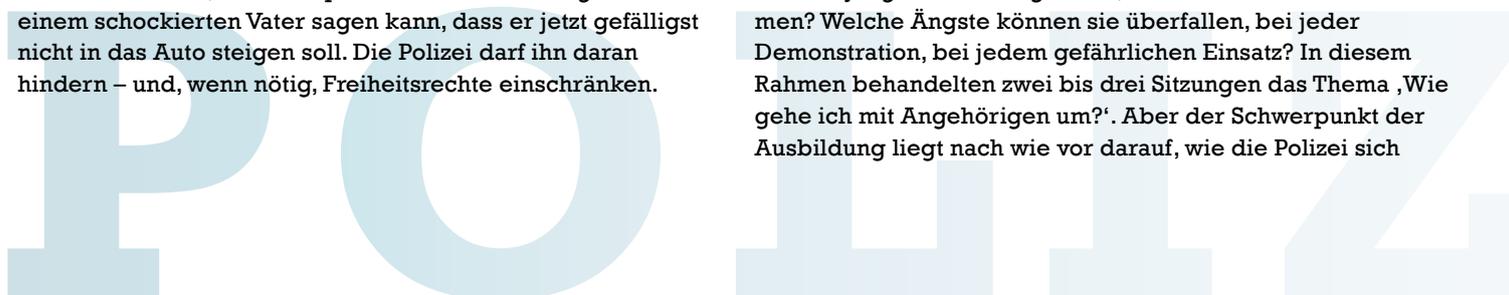
Welche Polizeibeamten überbringen Todesnachrichten?

Mahlke ➤ Zunächst möchte ich betonen, dass die Todesnachrichtenübermittlung in Deutschland überhaupt nicht standardisiert ist. Es gibt keine bundesweit einheitliche Regel und auch keine Dienstvorschrift, die besagt, wie das genau ablaufen hat, sondern im Prinzip – und das wird auch allen Polizeischülern gesagt – kann es jeden auch im Streifendienst mal treffen. Kurz, diese Aufgabe wird nicht unbedingt denen übertragen, die sich am besten vorbereitet fühlen oder dafür extra geschult sind. In manchen Polizeidienststellen gibt es wiederum die Erfahrenen, die schon hundert Todesnachrichten überbracht haben und sich auch in der Zukunft dazu bereit erklären und die Jüngeren in die Praxis einführen.

Wie werden Polizisten auf diese komplexe Aufgabe vorbereitet?

Mahlke ➤ Es gibt nicht die Qualifikation oder das Diplom ‚Todesnachrichtenübermittler‘. In der Regel sind in den Polizeihochschulen nur drei Stunden Theorie und drei Stunden Praxis während der gesamten Hochschulausbildung dem Thema ‚Tod‘ gewidmet. Die drei Stunden Praxis enthalten normalerweise ein Training in Kommunikation. Es kann im szenischen Spiel umgesetzt werden. Man spielt einfach diese Situation durch, entweder mit Schauspielern oder erfahrenen Seelsorgern, und wird dabei mitunter gefilmt, bekommt Feedback oder übt einfach mal, welche Worte man wählen, auf welche Reaktionen man treffen kann.

Darüber hinaus findet Ethikunterricht statt. Wir waren in der Polizeihochschule in Duisburg in einem Seminar im zweiten Ausbildungsjahr, das gerade das Thema ‚Sterben lernen‘ behandelte und sich mit dem Thema ‚Tod und Polizei‘ auseinandersetzte: In welcher lebensgefährlichen Situation können junge Polizisten geraten, in welche Todesnähe kommen? Welche Ängste können sie überfallen, bei jeder Demonstration, bei jedem gefährlichen Einsatz? In diesem Rahmen behandelten zwei bis drei Sitzungen das Thema ‚Wie gehe ich mit Angehörigen um?‘. Aber der Schwerpunkt der Ausbildung liegt nach wie vor darauf, wie die Polizei sich



➔ WENN DER TOD POLIZEISACHE WIRD EIN KURS ZUR ÜBERBRINGUNG VON TODESNACHRICHTEN

selbst psychologisch vorbereiten und Selbstfürsorge betreiben kann, um mit der Angst um das eigene Leben und mit dem Tod anderer umgehen zu können und diese Situationen gut in ihren Arbeitsalltag integrieren zu können. Kurz, die Frage der Psychohygiene der Polizei, die Polizeiseele steht im Fokus. Dafür sind auch die Polizeiseelsorger da, die für die Sorgen und Nöte im Umfeld von Stress und sekundärer Traumatisierung als Ansprechpartner fungieren. Wie wir aus Gesprächen mit Lehrenden und Schülern aus Polizeihochschulen wissen, umfasst dies die dortige Vorbereitung, während alles andere dann in der Praxis im Dienst erlernt wird.

Welche Folgen hat das unprofessionelle Überbringen der Todesnachricht für die Angehörigen?

Mahlke ➔ Wenn die Angehörigen mit der Nachricht alleingelassen werden und keine Ansprechpartner bei den Ermittlern oder anderen Einsatzstellen mit Informationen bekommen, werden sie sich noch hilfloser fühlen, als sie ohnehin schon sind. Im Ungewissen zu bleiben, kann traumatisierend sein. Wo ist der Tote? Wann kann ich zu ihm gehen? Wie ist das Unglück passiert? War mein Angehöriger alleine oder war jemand bei ihm? Hat er noch leiden müssen? Hat er noch etwas gesagt? Das sind Fragen, die bei allen Angehörigen hochkommen. Nur diejenigen, die vor Ort waren und den Unfall aufgenommen haben, können mit verlässlichen Informationen darüber aufwarten. Und natürlich die Zeugen, die zufällig vor Ort waren.

Auch Ersthelfer sind von Situationen mit Todesopfern schockiert.

Mahlke ➔ Tatsächlich hilft es allen, wenn sie aus diesem einzigen Fragment, das sie von der Geschichte miterlebt haben, am Ende eine kohärente Geschichte erzählen können. Die heilsame Wirkung, die Erzählungen für die Verarbeitung von schrecklichen Ereignissen haben, ist bekannt: dass man Ereignisse nur dann verarbeiten kann, wenn sie nicht in einem leeren Raum stehen. Man sieht eine Person in einer Blutlache

liegen und fährt daran vorbei, bekommt das Bild aber nicht aus dem Kopf. Erfährt man später, ob die Person überlebt hat oder nicht, wird daraus eine ganz andere Geschichte. Aus Gesprächen mit Angehörigen und mit Einsatz Helfern wissen wir, dass jeder dieses Bedürfnis nach Informationen hat. Und dass alle froh wären, wenn sie die Gelegenheit hätten, miteinander ins Gespräch zu kommen, sich zusammzusetzen und die Puzzlestücke, die jeder Einzelne hat, auf den Tisch zu legen und – so gut es geht – zusammenzufügen. Es geht nicht nur darum, wie jeder Einzelne mit diesem psychischen Schock umgeht, sondern auch, wie eine Gruppe mit der Tatsache umgeht, dass hier etwas Schreckliches passiert ist. Das ist auch eine soziale Form der Verarbeitung.

Einschlägige Vorarbeit leisteten Sie in Ihrem Forschungsprojekt „Narratives of Terror & Disappearance“. Inwiefern beruht der Blended-Learning-Kurs auf Ergebnissen dieses Projekts?

In dem Projekt „Narratives of Terror & Disappearance“ haben wir uns mit den Nachwirkungen von erzwungenem Verschwindenlassen in Argentinien beschäftigt. Also mit einer staatlichen Repressionsmethode, die darauf beruht, dass man die Leichen der Opfer von politischer Gewalt – und hier war es tatsächlich die Staatsgewalt – verschwinden ließ und die Angehörigen über deren Verbleib und Schicksal absichtlich im Dunkeln ließ. Diese Repressionsmethode war als äußerst wirksam bekannt. Die Angehörigen haben nie wieder von ihnen gehört, weil damit größtmöglicher Schrecken verbreitet werden konnte – und zwar nicht nur unter den Angehörigen, die plötzlich nicht mehr wussten, was mit ihren Leuten passiert ist, sondern auch in ihrem ganzen Umfeld. Das hat weite soziale Kreise, nicht nur Sympathisanten, mitbetroffen und dazu geführt, dass eine furchterregende Ungewissheit über die Schicksale der einzelnen Menschen herrschte, bei gleichzeitiger Gewissheit, dass äußerstes Unrecht und Gewalt angewendet worden waren. Ungewissheit und Angst um Angehörige lähmen auf eine effektive Weise.

➔ WENN DER TOD POLIZEISACHE WIRD EIN KURS ZUR ÜBERBRINGUNG VON TODESNACHRICHTEN

Was bedeutete dies für die Angehörigen?

Mahlke ➔ Diese Ungewissheit führte dazu, dass die grauenvollsten Phantasien kursierten. Und darauf beruhten die Repressionsmethoden letztlich: also diese *Worst-Case-Phantasien* hervorzurufen und damit die Angehörigen unter psychische Folter zu setzen. Mit diesen Horrorgeschichten im Kopf zu leben, stets begleitet von einer Resthoffnung, die immer bestanden hat, dass die Verschwundenen vielleicht doch irgendwo noch leben könnten oder womöglich nur untergetaucht sind ... So wurde diese Repressionsmethode perpetuiert. In Argentinien wurde dies in etwa 30.000 Fällen praktiziert – ein Verbrechen, das bis heute andauert: Gewissheit gibt es bis heute nicht, weil die Täter nicht gesprochen haben. Bis heute verschweigen sie die Informationen, die in jedem einzelnen Fall notwendig wären, damit die Angehörigen die Hoffnung aufgeben und von der psychisch zermarternden Ungewissheit befreit werden könnten.

Darin liegt natürlich der riesige Unterschied zwischen dem damaligen Projekt und dem aktuellen Blended-Learning-Projekt. Während damals in Argentinien Ungewissheit methodisch eingesetzt wurde, wird sie im Fall der Polizeiarbeit durch bestimmte Arbeitsabläufe produziert, aber sicher nicht intendiert. Aktuelle Fälle von mangelnder Sensibilisierung der Polizeibeamten sind natürlich nicht beabsichtigt, sondern entstehen im Grunde durch ein mangelndes Bewusstsein über solche irreversiblen Folgen.

Welche Ziele verfolgen Sie mit dem Transfer-Projekt?

Mahlke ➔ Das Ziel, die Polizisten für bestimmte Aspekte der Nachrichtenübermittlung zu sensibilisieren, habe ich ja schon ausgeführt: dass die Angehörigen informationsbedürftig sind und dass der Polizei die Entscheidung darüber zukommt, welche Informationen die Angehörigen bekommen dürfen und welche keinesfalls – beispielsweise bei noch laufenden Ermittlungen. Ein weiteres Ziel dieses Lehrgangs ist, durch Weiterbildungsmaßnahmen auch die Vorgesetzten zu erreichen, möglichst auch noch Entscheider auf höheren Ebenen bis hin zum Innenministerium, die an den Strukturen etwas

ändern können. Denn die Sensibilisierung junger Absolventen der Polizeihochschule nützt nur wenig, wenn sie in den Polizeidienststellen gesagt bekommen: „So haben wir das bisher nicht gemacht. Dafür haben wir gar keine Zeit.“ Wir möchten die Vorgesetzten dafür gewinnen, dass die ganze Aufbauorganisation sichergestellt wird, sodass Opferschutz und Gefahrenabwehr nach unnatürlichen Todesfällen gewährleistet werden können.

Wie ist die Schulung aufgebaut?

Mahlke ➔ Wir konzipieren ein Blended-Learning, ein Kursformat, das Präsenz-Lernen wie im klassischen Schulunterricht mit E-Learning-Anteilen verzahnt. Im Präsenzunterricht werden das szenische Spiel und das Rollenspiel für den Perspektivenwechsel stattfinden. Auch die Begegnung mit Angehörigen, der in unserem Lehrgang eine wichtige Bedeutung zukommt, soll idealerweise im Präsenzunterricht geschehen. Dies soll den angehenden Polizisten eine persönliche Erfahrung übermitteln, eine Art von affektivem Lernen, das kognitives Lernen ergänzt.

Dank E-Learning wiederum kann man ein großes inhaltliches Spektrum unterbringen. Die mediale Bandbreite reicht von Video über Audio bis hin zu Textmaterialien. Wir haben beispielsweise Einzel- und Gruppengespräche mit erfahrenen Polizisten geführt, die uns von ihren Einsätzen und Erfahrungen berichtet haben. Auszüge hieraus werden wir in den Kurs einbauen. In Fallbeispielen zeigen wir, was im Idealfall passiert und was passieren kann, wenn sie etwas unterlassen, sodass Möglichkeiten eines verantwortungsbewussten Vorgehens offenkundig werden.

Die rechtlichen Dimensionen von Todesermittlungsverfahren müssen kognitiv gelernt werden: Was muss ein Polizist im Zusammenhang unnatürlicher Todesfälle juristisch überblicken? Was darf er, was muss er, was darf er auf keinen Fall? Wer ist wofür zuständig? Dieses Wissen soll Rollenklarheit herstellen. Wenn hier Unklarheiten bestehen – und das ist für die Polizeischüler der größte Unsicherheitsfaktor – wird in der Regel möglichst wenig gemacht von dem, was man eigentlich

könnte. Diese rein strafgesetzlichen Wissensanteile sollen insbesondere vermitteln, dass Paragraph 1 des Grundgesetzes, die Würde des Menschen, geachtet wird. Beispielsweise, dass die Angehörigen in dieser extremen Krisensituation nicht alleingelassen oder bevormundet werden, sondern nach wie vor als Bürger und als Menschen behandelt und ernst genommen werden. Andernfalls können den Betroffenen nicht nur psychische Schäden, ein sogenanntes Behörden-trauma, entstehen und sie werden wachsendes Misstrauen auch in andere Staatsorgane haben.

Konstanzer Team:

Prof. Dr. Kirsten Mahlke (Literaturwissenschaft),
Melanie Brand (Doktorandin/ Ethnologie) und
Sabine Schorpp (Studentin/ Psychologie)

Kooperationspartner:

- Opferschutz der Polizeibehörde in Kleve
- Fachhochschule für Öffentliche Verwaltung und Polizei in Duisburg, insbesondere der Fachbereich Ethik und vierzehn Polizeistudent/innen
- Abteilung Technik, Logistik und Service der Polizei in Stuttgart (unter anderem technische Produktion, Digitalisierung auf dem Polizeiserver) sowie
- Hochschule für Polizei Baden-Württemberg in Villingen-Schwenningen



gefühl hatten. Daraufhin wurde das *Klevert Modell* entwickelt und umgesetzt, auf dessen Einsichten und Polizeiwissen ein großer Teil unseres Polizeilehrgangs beruht.

Außerdem begleiten wir die Konzeption des Lehrmoduls empirisch durch Interviews mit Polizeibeamten, um herauszufinden, welche Themenbereiche vielleicht noch unberücksichtigt sind.

Was erfahren Sie als herausfordernd am Wissenschaftstransfer?

Mahlke ➔ Es gibt ein mehr oder weniger stark ausgeprägtes interinstitutionelles Misstrauen zwischen Universität und Polizei. Man müsste sich umgekehrt einmal vorstellen, dass die Polizei Vorschläge erarbeitet, wie an der Universität gelehrt werden soll! Daher gehen wir von vorneherein eher als Dienstleister denn als Experten an die Sache heran: Wir erarbeiten gemeinsam mit der Polizei, welche Inhalte zur Vorbereitung der Todesnachrichtenüberbringung sinnvoll zu ergänzen sind, lassen unsere Ideen ständig von der Polizei überprüfen und vertiefen das Ganze aufgrund internationaler Forschungsergebnisse. Die zweite große Herausforderung

Wie arbeiten Sie mit der Polizei zusammen?

Mahlke ➔ Die Vorstellung davon, wie unser Lehrgang aussehen soll, entstand immer in Kooperation mit der Polizei. Und immer hat auch mindestens ein Polizist darüber geschaut, nämlich der im *Klevert Modell* erfahrene Kriminalhauptkommissar und Opferschutzbeauftragte Johannes Meurs. Mit der Klevert Polizeibehörde wurde vor achtzehn Jahren eine Untersuchung unter Angehörigen von Opfern schwerer Verkehrsunfälle durchgeführt. Mehr oder weniger unbeachtet sind die Befragten auf massive Reaktionen der Angehörigen gestoßen, die sich von der Polizei im Stich gelassen

WENN DER TOD POLIZEISACHE WIRD EIN KURS ZUR ÜBERBRINGUNG VON TODESNACHRICHTEN



sind die gänzlich verschiedenen Arbeitsstrukturen und -logiken, mit denen wir uns arrangieren müssen. Feststehende Curricula, der Mangel an Zeit und Geld, um Änderungen anzugehen, stehen – wie überall in staatlichen Institutionen – dem Wunsch nach Handlungssicherheit und guter Vorbereitung entgegen. Polizisten aller Altersstufen haben diesen großen Bedarf an Aus- und Fortbildung in diesem Bereich uns gegenüber geäußert. Sie schätzen den Austausch mit uns als

Wissenschaftlerinnen. Doch gleichzeitig erfahren wir bei jedem Arbeitsschritt aufs Neue, dass der Tod ein Thema ist, dem ein großer Widerstand entgegengebracht wird. Wir nehmen es als Bestätigung, wie wichtig es ist, hier im Sinne von Angehörigen und den Polizisten, die Todesnachrichten überbringen, am Ball zu bleiben.

Das Interview führte Claudia Marion Voigtmann ◀



Kirsten Mahlke hat die vom Exzellenzcluster eingerichtete Professur für Kulturtheorie und kulturwissenschaftliche Methoden an der Universität Konstanz inne. Sie leitet den Masterstudiengang „Kulturelle Grundlagen Europas“ und (mit anderen) das Doktorandenkolleg „Europa in der globalisierten Welt“. Das Transferprojekt „Death Notification with Responsibility“ wird durch den ERC als Proof of Concept (PoC) vom 1.6.2017 bis 30.11.2018 gefördert.

POLIZ

IMPRESSUM

Redaktion: Claudia M. Voigtmann, Konstanz
Gestaltung: Eva Engler, Berlin/Owiningen
Bildnachweis: Titel, S. 4, 8, 12, 16, 20, 24, 28, 32, 36 Eva Engler
S. 5 © Deutscher Bundestag, Achim Melde
S. 7 SpreeTom, Lizenz CC BY 4.0,
www.creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de
S. 18 Düsseldorfer Schauspielhaus, David Baltzer
S. 22 Ulrich Bröckling
S. 23 Caritasverband Konstanz e.V.
S. 29 Thomas Plettenberg
S. 30 Zuflucht Kultur e.V., A. T. Schäfer
S. 35 Wellcome Images, Lizenz CC BY 4.0,
www.creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de
S. 38 Manuel Plewnia, Nina Plasshoven
S. 41 Claus Moser, Lizenz CC BY-NC-SA 2.0,
creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/2.0/
S. 42 Tony Webster, Lizenz CC BY-SA 4.0,
www.creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en
Korrektorat: Marion Hirschkorn, Simone Warta
Druck: Druckerei Braul, Berlin

Wir bedanken uns für die freundliche Kooperation von:
Bodensee Fischerei Knoblauch, Uhldingen (Titel)
Schuhaus Miller, Owiningen (S. 12)
Cyra Maximiliane Creutzfeldt, Töpferin, Überlingen (S. 20)
Andreas Wahl, Instrumentenbauer, Owiningen (S. 28)
Hans Georg Benz, Holzbildhauer, Owiningen (S. 32)
Riccardo Itta, Steinmetz und Bildhauer, Überlingen (S. 36)

Vi.S.d.P.: Prof. Dr. Rudolf Schlögl
Herausgeber: Exzellenzcluster
„Kulturelle Grundlagen von Integration“
Universität Konstanz
78457 Konstanz
© Universität Konstanz 2018

